

UNSER BUND

ZEITSCHRIFT DER ÄLTEREN IM BDJ.



14. JAHR SEPTEMBER 1925 SCHEIDING NR. 9

I n h a l t

Seite

Martin-Luther-Vere	217
Bund und Lied (Hermann Graedrich, Saynau)	217
Die Bedeutung der Jugendbewegung im kirchlich-musikalischen Leben (Jörg Erb)	220
Musik im neuen Geist (Oskar Ehrhard, Heidelberg)	228
Das geistliche Volkslied (Jörg Erb)	227

Für Führer und Führerin

Vom Singen und Spielen (Walther Hensel)	237
Lied und Gruppe (Heinrich Arneht)	238
Tonika-Do und ihre Anwendung in den Bünden (Jörg Erb)	242
Zeitschriften zur musikalischen Weiterbildung (Jörg Erb)	244

Aus sprach

Volkslied und Volksgesang (Jörg Erb)	246
Buch und Bild	247
Die Ede	248
Jugendwohle zur Einführung in die Volksbildungsarbeit und Anzeigen	3. Umschlagsseite

Unsere Konten:

Bundeskanzlei und Geschäftsstelle in Wülfingerode
bei Sollstedt lautet:

Bund Deutscher Jugendvereine, Geschäftsstelle Wülfingerode-Sollstedt, Berlin Nr. 22230

und das der „Treue“-Buchhandlung:

„Treue“-Buchhandlung, Wülfingerode-Sollstedt, Leipzig Nr. 37624

für die Westerbürg:

BDJ. Westerbürg-Verwaltung, Westerbürg, Frankfurt a. M. Nr. 30840

BDJ. Westerbürg, Werkgemeinschaft, Westerbürg (Westerwald) Frankfurt a. M. Nr. 30840

und für die Zeitschrift „Unser Bund“:

Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Schriftleitung: Jörg Erb, Haslach i. A. (Baden), Gerhard Langmaack, Hamburg 36, Adolphsbrücke 7, in Verbindung mit Gotthold Donndorf, Hamburg, Jakobikirchhof 26, Dr. Wilhelm Stählin, Nürnberg, An St. Lorenz. Druck und Verlag: Thüringer Verlagsanstalt u. Druckerei G. m. b. H., Jena. Postschekkonto: Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H., Jena, Erfurt Nr. 2922.

Bestellung bei der Postvierteljährlich 1.50 M.

Unser Bund

Alterenblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine

14. Jahr

September 1925 Scheiding

Nr. 9

Postversand: Jena. — Preis des Blattes M. 0.30.

Wer sich die Musik erkieszt,
hat ein himmlisch Gut genommen,
denn ihr erster Ursprung
ist von dem Himmel hergekommen,
weil die lieben Engelein
selber Musikanten sein*).

Martin Luther.

Bund und Lied.

Hermann Jaedrich.

Unser Volk kann nicht mehr singen! Der Fluch des Geldes — der Fluch der Diesseitigkeit — der Fluch irdischer Lüste und Wonnen — der Fluch Tausender gegen Jenseitiglauben und Ewigkeitsleben hat unserem Volk den einst liederreichen Mund verschlossen. Wo Menschen in die Enge des Diesseits geraten sind und sich den Blick in Ewigkeitsweiten verbaut haben, wie soll da in solcher Enge Herz und Brust, Seele und Leib sich weiten zu einem Lied, zu einem jubelnden Lied, zu einem uns befreienden, zukunftsfrohen, gottesfüllten Sang! Und wir im Bund sind Glieder dieses Volkes, das nicht mehr singen kann. Wir nehmen damit teil an dem Gesamtschicksal, an dem Gesamtverhängnis unseres Volkes, in das wir nicht nur hineingeboren sind, sondern in das wir uns selber je länger je mehr hineinverstricken, wenn wir uns in dem wohlfühlen und bei dem mitmachen, was man heutzutage "Singen" nennt und doch eher den Namen Barbarei verdient. Darum müssen wir uns auch ein Urteil über unseren Bund gefallen lassen, ein Urteil, das jedem anderen Kreis in unserem Volk genau so gilt wie unserem Bund. Wenn ich aber hier an dieser Stelle schreibe, und wenn ich in Halle ein paar Worte gesagt habe, so ist das um unseres Bundes willen geschehen (und dabei schließe ich mich und uns Schlesier alle, mit denen ich mich in Halle einz wußte, ein). Und das Urteil über unseren Bund muß lauten: Unser Bund kann noch nicht singen! Das ist ein milderer Urteil, als wenn man genötigt wäre zu sagen: er kann nicht mehr singen. Das würde voraussetzen, daß wir schon etwas gewußt hätten, nicht vom Z w e d

*) Als 2 stimmiger Kanon von Walther Henkel im letzten Jänkstettener Liederbuch.

Nicht immer die äußere Harmonie der Töne, an der kann es vielleicht sehr hapern; ich meine die innere Harmonie, die eine gemeinsame innere Haltung bedeutet. Da ist Gemeinde, wo Menschen im Innersten sich gehalten wissen von Gottes Hand und sich geborgen wissen unter Gottes Hand. Da ist Gemeinde, wo Menschen zusammen vor Gott stehen und darum wissen. Und da singt Gemeinde (und kein Chor oder Quartett oder, wer weiß, was sonst), wo Menschen aus diesem innersten Wissen heraus gemeinsam handeln — ja handeln mit ihren Stimmbändern. Denn unser „Ich“ singt, und wo sich viele „Ich“ bünden und bünden lassen, da singt Gemeinde; da singt Bund, der zur Gemeinde geworden. Unser Ziel müssen Singgemeinden sein. Und mein geistiges Auge schaut Gruppen in unserem Bund, die nicht nur in einem kleinen Teil, sondern als ganze Gruppe Singgemeinde werden können, wenn sie wollen. Aber wollen muß man! und das bedeutet: „Arbeiten und Buße tun“ oder „Arbeiten und Umkehren“, wie es in unserem schlesischen „Ostland“ einmal hieß: „Singen ist für uns Gottesdienst; und Singgemeinde wird für uns zur singenden Gemeinschaft derer, die einem Höchsten — nein, die dem Höchsten dienen.

Das gilt für alle Lieder, die wir singen. Ein „frommes“ Lied ist unförmlich, wenn es einer mit unwahrer Seele singt. Und ein „weltliches“, manchmal nach dem Urteil anderer „sehr weltliches“ Lied ist fromm, weil es aus einem ganz wahren Inneren kommt. Wir wollen und wir können alles singen; aber wir müssen fähig sein, alles zu singen: als vor Gott.

Es bleibt uns nichts anderes übrig: wir so Vielweisen müssen wieder in die Schule gehen; wir müssen lernen. Wir müssen wieder lernen Wege zu gehen, die auf die Höhen des Lebens führen, wo Erdendürre und Erden schwere nicht mehr auf uns lasten. Wir müssen wieder lernen, die Berge der Gottesstadt zu suchen, in der die Brunnen quellen, die sich als Ewigkeitsstrom durch Menschenseelen ergießen. Solche Stunden der Feier sind dann nicht nur geweihte Augenblicke, in denen Lieder geboren, sondern auch wiedergeboren werden, wo die Freude der Gottesnähe und der Christusgemeinschaft uns die Lippen öffnet. Neue Zeit will neue Menschen! Neue Zeit will neue Lieder! Die alten Lieder sind verbraucht, weil sie von Menschen mit alternder Seele gesungen wurden, mutlos und kraftlos. Neue Menschen werden die alten Weisen erklingen lassen zu neuen Liedern. Neue Menschen müssen das Lied von der Macht Gottes im deutschen Volk vorsingen. — Das Hohelied des Glaubens! Neue Menschen müssen das Lied von der Gewalt Jesu in unseren Seelen vorsingen — Das Hohelied der Liebe! Neue Menschen müssen das Lied von der Erneuerung der Zeit und der Welt im heiligen Geist vorsingen — Das Hohelied der Hoffnung! Solche Lieder müssen brausen und rauschen und neue Zeiten heraufführen helfen. Gott ist's, der die neuen Zeiten in furchtbaren Wehen gibt; er will, daß ihm aus der neuen Zeit von Menschen sein Lied gesungen wird, daß wir heute durch ihn leben und an einer Zukunft bauen dürfen. Alles, was wir im Bund und mit dem Bund erleben und wie wir es erleben, soll in uns Lied werden und als „Lied“ in unseren Liedern von unseren Lippen, nein, aus unseren Seelen erklingen. Was wir selber sind mit Gedanke, Wort und Tat soll ein fleischgewordenes Lied des Allmächtigen sein, sein Lied der Welt zu künden.

Wilhelm Gottschick aus Breslau schreibt mir: „Silesia Cantat“, so hat man früher von dem Ostland gerühmt. Wir möchten uns gerne dies Lob verdienen; aber viel wichtiger ist es, wenn es hieße: „BDJ. Cantat“, unser Bund kann singen, denn er „singt“. Es geht um das Gesicht unseres Bundes. Wer Wilhelm Stählin dankt für die Klarheit, mit der er uns diese Forderung auf religiösem Gebiete stellte, kann nicht anders, als sie auf das musikalische Gebiet anwenden.“

Hört bitte darum nicht nur das „Nein“ aus diesen Zeilen; aus dem Nein können wir nicht leben. Hört das „Ja“, die Liebe zum Bund, der auch auf dem Gebiete der Musik echt werden muß, im Gehorsam gegen den Ruf, der an ihn ergangen ist. „Laß mein Leben Deine Liebe in sich tragen wie die Harfe ihre Musik“, sagt Tagore. Was wären das für Menschen; was wären das für Lieder! Brüder und Schwestern im Bund! An unseren Liedern soll man uns erkennen!

Die Bedeutung der Jugendbewegung im kirchlich-musikalischen Leben.

Jörg Erb.

Vorbemerkung: Der nachstehende Aufsatz und auch der vom geistlichen Vorkreis sind Vorträge, die ich im „Kirchenmusikalischen Ausschuß“ unserer Landeskirche gehalten habe. Er besteht aus etwa 30 Köpfen und sucht das musikalische Leben innerhalb der Landeskirche zu fördern. Präsident und Prälat nehmen regelmäßig an den Sitzungen teil. Hat der Ausschuß natürlich nur beratende Bedeutung, so will ich doch nicht unterschätzen, daß man hier auf das neue Leben in der Jugendbewegung sieht und hofft, daß ich mit den mir gegebenen Kräften vertreten darf. Ich glaube, daß die Worte, wiewohl sie nach einer anderen Seite gesprochen sind, dem Bund doch was sagen können.

Und sie seien vor allem ein praktischer Beitrag aus der Frage: „Wie und die Kirche“. Daß man die beiden Aufsätze auch von dieser Seite werte, darum möchte ich bitten. J. E.

Wenn hier von der Bedeutung der Jugendbewegung im kirchlich-musikalischen Sinn die Rede sein soll, so ist nötig, zuerst zuzusehen, ob und wo solches Leben vorhanden ist, wie es sich äußert und durch wen es sich zeigt, um dann darzulegen, wie die Jugendbewegung in dieser Sache ein grünes Keislein an einem gipfeldürren Baum darstellt.

1.

Wir fragen nach kirchlich-musikalischem Leben, nicht nach einzelnen Veranstaltungen. Wir meinen ein Leben, das in der Kirche lebt und nicht in der Kirche als Organisation, wo es durch Gesetz und Verordnung anerkannt oder unterstützt sein könnte, sondern nach einem Leben, das organisch wächst in der Gemeinde der Gläubigen. Wenn wir diesen großen Maßstab anlegen an die musikalische Betätigung innerhalb der Landeskirche, wenn wir fragen: in welchem Maße sind musikalische Veranstaltungen Äußerungen eines musikalischen Lebens auf der breiten Basis der Gemeinde, dann wird die zuverlässige Antwort unsicher. Wir sind allgemein nicht gewohnt, eine Sache so genau und tief zu nehmen, und gerade in dieser Sache sind wir bisweilen von Herzen froh, wenn überhaupt etwas geschieht, und sehen gerne nicht nach den tieferen Zusammenhängen. Doch ist das im allgemeinen und hier im besonderen

nicht förderlich. Denn hier müssen wir Klarheit und ein Ziel haben, an dem wir unser Handeln und unsere Wegweisungen, die wir zu geben genötigt sind, messen und richten können.

Wie äußert sich nun das musikalische Leben in der Landeskirche? Wir sind mit der Aufzählung bald zu Ende: Die Kirchenchöre singen an den Festgottesdiensten ein, auch zwei Lieder. Die Kirchenchöre finden sich einmal im Jahr zusammen zu einem Bezirkskirchenchorstag, auch ein Landeskirchenchorfest findet alljährlich statt. Einige besonders liturgisch begabte Geistliche geben liturgische Feiern mit Vortrcht des Liedes und der Musik gegenüber dem Wort, oder musikalische Abendfeiern, die zwar noch sehr, sehr selten sind. Sie und da wachsen Anfänge einer Liturgie. (In den meisten Gemeinden bei uns werden nicht einmal Halleluja oder Amen, viel weniger noch andere liturgische Stücke gesungen.) Hier und da erzieht ein guter Musiker auf der Orgel die Gemeinde auch so weit, daß sie bei einem Bachschen Nachspiel nicht davonläuft. Das dürften die Erscheinungsformen sein. Sehen wir genau zu. Die Mitglieder der Chöre kommen freiwillig, aber die treuesten sind die, die aus Gemeindebewußtsein, aus Verantwortung kommen. Einige kommen auch der Musik wegen. Aber dann kommt die ganze Abstufung der Beweggründe, die wir alle kennen, und schließlich steht der Dirigent da mit den paar Getreuen, die um der Sache willen und aus Gemeindebewußtsein kommen. Wenn dann ein bevorstehendes „Auftreten“ des Chores die Lauen mitreißt, so kann man das Ergebnis doch nicht als eine Äußerung musikalischen Lebens buchen.

Denn aus solcher Einstellung ergibt sich auch die Auffassung vom Singen und die felseiche Haltung des Singenden, und die ist mir das Wesentliche und wichtiger als technische Schulung. Die Chöre treten heute in der Kirche auf, wie sie auftreten im Konzertsaal oder auf der Bühne. Sie lassen sich hören und das Ende muß eine gute mündliche aber besser gedruckte Kritik sein. Der Chor weiß sich nicht mehr als Diener am Wort, was er einst war, er steht nicht mehr im Dienste der Gottesverehrung, was einst sein Stolz und die höchste Auffassung seines Berufes war. Es fehlt die innere Bindung des Singenden an das Lied. Die Alten glaubten einst ihre Lieder, und Bach hätte seine Sätze anders nicht schaffen können. Unsere Zeit ist glaubenlos, und darum ist ihr jedes tiefere, schmerzliche Verhältnis zum Geistigen unmöglich, darum bleibt sie im Lied an der Materie und an der Technik haften. Die Ueberwältigung der Technik bleibt das Wesentliche und die wird auf das Podium gestellt und kritisiert und gelobt. Weit entfernt ist das, aus dem Lied heraus zu leben, das Lied zu glauben, im Lied seine Seele ausklingen lassen und sein eigen Sein im Lied zu begreifen. Das Lied wird nicht nur in unseren Chören, dies zu behaupten wäre ungerecht und nicht richtig, sondern allgemein nicht im Innern angenommen, oder vielmehr, sie werden nur in der Materie, im Stoff angenommen, aber das Geistige darin wird nicht gelöst. Der Aparat läuft leer, es wird gestutst, aber nicht gesungen. Das Lied ward nicht zum Gottesdienst, das Loblied ward kein Loben der singenden Seele; weil sich die Seele nicht hingeeben, konnte sie auch das Geistige nicht empfangen. Musik ist Unterhaltung, auch im Gottesdienst, eine „Bereicherung“ des „Programms“.

So werden die Chorlieder auch entgegengenommen, als eine „Bereicherung“ des Gottesdienstes. Die lebendige Verbindung und Beziehung zwischen Gemeinde und Chor wird heute nicht mehr gespürt. Daß der Chor Wortver-

kündigung sei, daß er Vertretung der Gemeinde, stellvertretend lobt, fleht, bittet, dankt, daß er für die Gemeinde handelt, daß also der Gläubige im Chor sich selbst hört und für sich gesprochen weiß, und also das Lied mitbetet, das alles ist uns unbegreiflich. Man wertet das Lied als vollkommen objektiver, vollkommen unbeteiligter passiver Zuhörer, wie man's ja auch im Konzertsaal tut, und die passive Aktivität, die einst alle Glieder umfassen und auf das Ewige vereinigte, wird nicht mehr begriffen. Die lebendige Wechselbeziehung, die echt protestantische Form des Gottesdienstes, das Untereinander-Ermahnen mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern ist gestorben.

Es mangelt eben der organischen Verbindung von Chor und Gemeinde, es fehlt an der seelischen Haltung der Musik dem Ewigen gegenüber. Denn Musik ist ein Zug im Gesicht des Ewigen, wie die Liebe. Weil wir aber das nicht wissen, ist unser Musikmachen tönend Erz, klingende Schelle. Wir haben musikalische Betätigung, aber kein musikalisches Leben.

Diese Kritik trifft den größten Teil aller Musikausübung heute.

2.

Diese meine persönliche Haltung erkenne ich keineswegs als mein Verdienst. Sie ist Geschenk, Gnade, sie ist nur verständlich von einer gesamten Lebenshaltung und einer bestimmten geistigen Schau. Sie ist die Haltung der Menschen, die wirklich einmal bewegt wurden und in der Bewegung geblieben sind.

Und nun hätte ich zu reden von dem Einfluß der Jugendbewegung in die zuvor geschilderte Lage des Musiklebens. Im Wandervogel steckte von Anfang an musikalisches Leben. Nur hat es im Entwicklungsgang der Bewegung mancherlei Formen angenommen. Durch den Selbsterziehungsprozeß, der bald im Wandervogel einsetzte und durch das Alterwerden der Bewegung und ihre Reifen und ihre Abklärung hat sich dieses Musikleben von Stufe zu Stufe aufwärtsentwickelt. Es ist gut, diesen Entwicklungsgang in Kürze nachzuzeichnen.

In der ersten wildromantischen Zeit bestand die Musiktätigkeit im radeumäßigen Absingen marschfördernder Lieder, um auf der Klogfahrt die müden Beine zu heben. Wie man sich freute und stolz darauf war, daß das Heu vom letzten Lager noch am Mantel zu sehen war, so war auch das Lied: zackig und greulich und allem Gefühlsmäßigen abhold. Es ist die Zeit der Soldatenlieder und der Bänkelsängerlieder; Beispiel: Horch, was kommt, Drei Lilien, Ufm Wase, die heute nur noch von sogenannten Wandervögeln gesungen werden. (Manche Bünde sollen über diese Stufe noch nicht hinausgekommen sein.)

Es folgt die Zeit des Volksliedes, die Zeit des Zupfgeigenbanhs. Altes Volksgut wird wieder lebendig, sterbendes wird neu belebt. Junge Menschen spüren ihre Seele schwingen in diesen Liedern des Volkes. Alles, was nicht echtes Volksgut ist, wird als gemacht und unecht abgetan. Es ändert sich die Auffassung der Musik, die Art der Ausübung, die Auswahl der Instrumente, und das alles ist bedingt durch das Wachsen im Geistigen, ist ein Teil der Lebensäugung. Hier gehört Musik zum Leben. In dieser Periode starker Gefühlsbetontheit wird das religiöse Volkslied lebendig, von dem nachher noch zu reden ist. Da klang es am Abend auf der Fahrt, in der Stunde stiller Einkehr vor dem Schlafengehen von der Hütte in die Flur hinaus: Meerstern, ich dich grüße, Der Mond ist aufgegangen. Nur wer sie einmal dort und gläubig gesungen hat, nur wer begreift, daß die Jugend nicht an der Materie des Textes hängen blieb, sondern nur die ganze geistige Haltung, die diesen Liedern zugrunde liegt und die mit seinen Worten ausgesprochen ist: Hilf uns

Christum leben, fröhlich vor dir stehen, der kann verstehen, warum jenes Lied noch immer in den Büchern auch evangelischer Bünde steht, der weiß, wie völlig ungerecht man handelt, wenn man von dogmatisch-konfessioneller Einstellung her oder gar taktisch-kirchenpolitisch urteilt. Es tauchen die Lieder auf von Jesus und Maria, die religiöse Ballade, die heute noch immer wieder in neuen Sätzen erscheinen.

Es folgt nach dem Kriege die Annäherung an die Welt der Kunst. Man ist nicht mehr befriedigt von den freien zweiten Stimmen in Terzen- und Sextengängen. Man spürt, daß man den Liedern so nicht gerecht wird. Man holt immer mehr das alte Volkslied hervor, die Sätze von Baugnern helfen zuerst einem starken Bedürfnis ab, mit großer Begeisterung werden sie aufgenommen und gesungen. Zu den Stimmen treten Melodieinstrumente, Geige und Flöte, ein Singen und Musizieren im Volk, nicht im Konzertsaal, und ein Arbeiten nicht auf Aufführungen hin, sondern aus reiner Lust und Freude an der Musik. Welcher Unterschied! Die Saat ist reif. Sicher geht die Jugend ihren Weg. In Fritz Jöde, Walther Hensel, Walther Rein erstehen Führer, die ihr das Erleben deuten und ihrem Suchen Worte leihen und ihrer Schaffenslust Arbeit geben. In immer neuen Sätzen erscheinen die lieben Lieder. Das Beieinander der Stimmen und ihre Selbständigkeit und Gleichwertigkeit, aber ihr Zusammenwirken und Zusammenhelfen zum höchsten Kunstwert, wahres Sinnbild, Ausdruck der Gemeinschaft. Musik ist Leben und will gelebt sein. Musik ist heilig und verlangt Hingabe. Die Deutung der Führer findet Widerhall. Auf Bundestagen sind Gottesdienst und Singestreit Höhepunkte. Lieberbücher erscheinen. Kostbares Gut ist jedem zugänglich. Ein heiliger Wille brennt, für solche Werke sich zu schulen. Und daß dieser Wille Taten vollbringt, wäre nun zu zeigen.

3.

Jugendbewegung und Kirche sind nicht von vornherein Freunde gewesen, und die Kirche macht es der Jugendbewegung reichlich schwer, zu ihr ein positives Verhältnis zu gewinnen. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht die Aufgabe. Aber mit der zunehmenden Bindung an das Evangelium, mit der wachsenden Reife hat sich die Anschauung herausgebildet, daß es gilt, der Kirche die helfende Hand zu bieten und nicht die Faust.

Die bewegte Jugend erobert sich heute die Aufgabe zurück, im Gottesdienst, dem Brennpunkt alles Lebens, mit dem Liede zu dienen. Das war einst der Zweck aller musikalischen Erziehung im Mittelalter gewesen, das ist die höchste Würdigung, die dem Lied widerfahren kann, wenn es im Dienste der Gottesverehrung stehen kann. Jugend singt in ihren Jugendgottesdiensten, singt in den Gottesdiensten, die sie der Gemeinde aus ihren Kräften schenkt, sie singt in ihren Bünden. Religiöse Musik, religiöses Lied lebt, wird bodenständig. Und ihr Singen und das Singen der meisten Chöre ist zweierlei. Es ist nicht sich hören lassen wollen, es ist Gott singen zu wollen. Wir aber stehen vor der Frage, wie wir diese Kräfte einbauen können in unser kirchliches Leben, was zu seiner Stärkung von der Kirche getan werden kann. Eines nur sei hier vorweggenommen: Die Leute sollen in die Kirchenchöre geben, ist eine unmögliche Lösung. Es sind viele drinnen aus einer inneren Verpflichtung der Gemeinde gegenüber und bringen große Opfer. Im allgemeinen aber sind die jungen Menschen, die für die Chöre in Frage kommen, so belastet durch die Arbeit in den Bünden, daß es ihnen einfach unmöglich ist. Ein anderer, ebenso

schwerwiegender Punkt ist der, daß eben diese Menschen in eine andere Welt treten, wenn sie in den Chor eintreten und wo ihnen zu entschwinden droht, was ihnen heilig ist, auch gerade in bezug auf die Musik.

Das Leben zeigt sich auch noch in anderen Formen. In vielen Orten wird die Weihnacht auch von den Gemeinden neu erlebt durch das Krippenspiel. Immer neu: alte Weihnachtslieder tauchen dabei auf, Geigen und Flöten spielen und die Orgel kommt hinzu. Was Krippenspiele für das Leben einer Gemeinde bedeuten, ist noch nicht überall richtig erkannt.

Totentanzspiele werden wieder gespielt. Dr. Poppen*) kennt das vom letzten Jahre hier in Karlsruhe. Solche Spiele können so nur wirken, wo der ganze Mensch das Spiel glaubt und ihm volle Hingabe schenkt, im Spiel, wie in den Chören. Es bedeutet viel, wenn Jugend aus eigenem Antrieb den Landeskirchendirektor bittet, die Musik zu schreiben, wenn er selbst anwesend ist, wenn solche musikalischen Kräfte in Bewegung gesetzt werden. Und wie das alles die Menschen anpricht, davon braucht ja hier nicht weiter gesprochen zu werden. Und wie es die Ausübenden „bildet“ und formt, das dürfen sie deutlich spüren.

In diesem Jahre wird Dr. Poppen in Freiburg von der Jugend benötigt. Beim Landestreffen des BDK. wird ein Mysterienspiel, das große Abendmahl, gespielt. Auch hierzu mußte Dr. Poppen die Musik schreiben und die Orgel soll er selbst spielen. Chorsätze sind eingefügt. Das alles schafft für sich die Jugend aus eigenem Antrieb. So gestaltet sie sich Fest und Feier. Ist es Hochmut und Selbstherrlichkeit, wenn man hier neues Leben erkennt und Hoffnungen hegt? Noch hat die Jugend wenig Hilfe erfahren von seiten der Kirche. Wie wird es sein, wenn sie einmal ihr die Kirchentüren freudig aufstut? Und sie wird es tun, wenn sie ihre Bedeutung erkannt haben wird; hoffen wir, daß es nicht zu spät sein wird.

Ein solches Türaufstun wäre es, wenn etwas von dem Schatz an religiösen Liedern, den die Jugendbewegung gehoben hat, in das neuzubearbeitende Gesangbuch aufgenommen würde. Es wäre eine Anerkennung, ein Gürgutfinden und eine Äußerung des Willens, solche Lieder im Volke lebendig zu machen. Eine solche Tat wäre wirklich Aufbau. Choral will nicht heimisch werden im Werktag, hinterm Pflug, beim Geschirwaschen, beim Tabakanstechen. Und doch möchte das Volk da singen. Es singt oft seine Choräle, aber eigentlich nur, weil es nichts anderes, Frommes hat, und es kommt ihm manchmal vor wie eine Enthüllung; und ich weiß nicht, ob es überhaupt zu wünschen wäre, daß unsere Choräle verweltlicht würden. Aber zur Belebung des geistlichen Volksliedes etwas tun, hieße die pädagogische Aufgabe der Stunde begriffen haben; denn das scheint mir seine Aufgabe zu sein: helfen, daß religiöses Leben sich im Alltag verwurzle. Daß es die schwere, manchmal unverständliche Sprache des Chorals übersetzt in die Sprache des Volkes. Daß es Brücken schlage von der Kirche ins Leben und in die Familie, denn was sie dort pflanzt, das stärkt sie, und wenn dort nichts wurzelt, so stirbt die Kirche ab. Am religiösen Leben zu dienen auch außerhalb der Kirchenmauern ist Aufgabe der Kirche. Zu dienen, nicht zu herrschen, ist ja unserer Kirche Sinn. Sie tue mit dem neuen Gesangbuch dem Volk den rechten Dienst und gebe ihm etwas wieder vom Schatz des geistlichen Volksliedes. Es wird dem Volke und der Kirche zum Heil sein.

*) Der hoffentlich bald hauptamtliche Landeskirchenmusikdirektor wird.

Musik im neuen Geiste.

(Zur Schulmusikwoche in Heidelberg.)

In der ersten Augustwoche fand in Heidelberg die zweite Schulmusikwoche des badischen Lehrervereins unter Leitung von Prof. Fritz Jöde statt.

In engem Kreise fanden sich hier Menschen zusammen, die sich nahestanden in starkem Willen zu neuer Lebensgestaltung, im Bewußtsein gleichen Dienstes und gleicher ernstester Berufsauffassung. Auch Berufsfremde, die sich uns verwandt fühlten, traten in unseren Kreis. Musik von der Art, wie sie in der Jugendbewegung lebendig ward, sollte uns zur Musikgemeinde vereinen. Unser Führer war wiederum Fritz Jöde.

Manchem von Euch ist dieser Name nur aus der Vertonung der Lönslieder bekannt. Manche werden ihn und sein Werk überhaupt nicht kennen. Das aber geht heute nicht mehr an, wo neue Musik, geschaffen aus der übertragenden Arbeit Fritz Jödes, schon in ungeahnter Weise weiteste Kreise unseres Volkes durchströmt hat und wir hoffentlich bald vor einem Wendepunkt unseres öffentlichen Musiklebens stehen.

In jener Zeit, nach dem Kriege, da Jugend leidenschaftlich gedrängt war neue Kulturwerte zu schaffen und doch alle Anfänge chaotisch blieben, weil ihnen der Klar geformte, in der Gemeinschaft verwurzelte Bildungsgehalt fehlte — in jener Zeit war es von überragender Bedeutung, daß ein Mann von Anfang an auf dem Gebiete der Musik klar das Ziel neuen Werdens vor Augen sah und sich mit ganzer Kraft dafür einsetzte.

Welches aber ist Sinn und Ziel einer neuen Musik? Gerade in Heidelberg wurde uns dies wieder von neuem klar. Mit einer vollständig neuen Einstellung müssen wir an die Musik herankommen. Keine noch so gute Reform wird uns hier helfen: nicht auf eine Aenderung der Art unseres Musikbetriebes kommt es an, sondern auf die innere Erneuerung des Menschen. Wenn unser Wille zur Musik nicht aus dem Willen zur Gemeinschaft erwächst, dann geht sie uns nichts an. Musik muß wieder Wesenseite unseres Geistes werden, muß den ganzen Menschen erfassen, darf nicht bloße Anwendung menschlich-technischer Fähigkeiten sein, auch nicht süße Genugtuung genießender Seelen. Musik soll wieder Feier, Gottesdienst bei uns werden. Diese Sätze Fritz Jödes können nicht oft genug zitiert werden.

Wie steht es aber damit im heutigen gewöhnlichen Musikleben?

Musik ist zur bloßen Unterhaltung geworden, zum Zeitvertreib, zum Stück einer notwendigen, allgemeinen formalen Bildung. Es gehört heute zum guten Ton, in jedes Konzert zu laufen, mit andächtigen, ernsten Mienen den heitersten Melodien zu lauschen. Ehrfurchtlos aber würde der genannt, der im Konzertsaal bei einem heiteren Mozart herzlich lachen würde. Man hört heute Bach, morgen Beethoven und übermorgen — vielleicht eine Operette, um sich von den erduldeten Strapazen zu erholen. Ist das nicht Musikvöllerei?

Wir alle aber, die wir den Willen zum neuen Menschen, zur Gemeinschaft in uns tragen, die wir ringen um Vertiefung und Befestigung unserer Zeit, müssen wir uns nicht auch hier losagen von einer Verflachung und Scheinkultur obnegleichen!

Erst Jöde mußte uns wieder lehren, daß Musik nichts mit Ohrenschmaus zu tun hat, daß wir ihr nicht mehr in geistigem Müßiggange nahen dürfen,

sondern daß wir ihr zu dienen haben in heiligster Arbeit. Musik soll wieder in uns wohnen, in unserem Haus und in der Schule, soll unser ganzes Leben durchdringen. „Musik ist nichts Totes, nein, will leben und gelebt werden!“ So fanden wir wieder den neuen, ewigen Sinn musikalischer Kunst.

„Das ursprüngliche musikalische Ereignis ist die Melodie“, lehrte uns Jöde weiter. Wer von uns weiß überhaupt noch, was Melodie ist! Nicht, daß wir den Ablauf einer Melodie nicht singen könnten. Das ist nicht ihr Wesen. Wir stehen heute wie Zuschauer quer vor den Ereignissen solcher Melodie. Spüren wir noch die große freie Melodik in den Werken unserer alten Meister, empfinden wir noch das wunderbare Leben einer aufsteigenden melodischen Linie, ihre unerhörten Spannungen und Lösungen. Wer von uns erlebt das innerlich noch kraftvoll mit!

Ja, wir haben dank unseres musikalischen Jahrhunderts das Organ, Melodie zu hören, vollständig verloren. Ein Instrument spielen kann bald ein jeder, aber was über das Mechanisch-Musikalische hinausgeht — das innere Erfassen des reichen melodischen Lebens —, das scheint völlig verloren zu sein.

Woher aber dies beinahe völlige Versagen der Melodie gegenüber kommt, offenbart uns ein flüchtiger Blick auf die musikalische Produktion unserer Zeit. Diese Musik, die nicht mehr streng linienhaft war, wie es die Polyphonie der alten Meister und die Bachsche Kunst noch offenbarte, sie machte z. B. in der Chorkunst unserer Tage durch ihren ausschließlich harmonischen Aufbau, welcher der Oberstimme allein die Führung überließ und den musikalischen Gehalt anvertraute — sie machte das innere Hören nach und nach tot, unfähig zur Aufnahme strenger musikalischer Linienführung.

Es ist mir hier, im engen Rahmen dieses Berichtes, unmöglich, auf die Gegensätzlichkeit von melodischer Linienhaftigkeit und harmonischem Aufbau näher einzugehen. Wer aber von den Wundern der Melodie mehr erfahren will, der greife zu Jödes „Melodielehre“. Darin läßt er uns wieder Melodien erkennen, lehrte uns den Klangreichtum eines Liedes oder eines Musikwerkes wieder zu erfassen, musikalisch zu erleben als unendlichen Strom, in den wir eintauchen, von dem wir uns tragen und leiten lassen. Daß wir, wenn dies einmal erkannt und erfüllt wurde, daß wir dann kein Genüge mehr finden, wenn wir in einem Chor nur das Fundament geben sollen zu einem Akkord, wenn wir nur verkrüppelte Begleitstimmen singen sollen, die zu Dienerinnen der einen Oberstimme erniedrigt sind, so ist das verständlich. Wir möchten vielmehr in jeder Stimme teilhaben am musikalischen Geschehen des Ganzen, mitbauen, Zwiesprache halten mit den anderen Stimmen, zum musikalischen Leben erwachen.

Das ist die Folgerung, die sich aus der neuen Einstellung zur Melodie, wie sie uns Jöde lehrte, ergibt.

Und wer die jüngste Chorkliteratur verfolgt, der kann merken, daß wir uns einer neuen a cappella *)-Zeit nähern, die ihren Nährboden in dem großen Können Johann Sebastian Bachs und vor allem in den Chorwerken des 16. Jahrhunderts hat, die in ihren polyphonen Sätzen bis heute am ausgeprägtesten das unerhörte musikalische Leben der Einzelstimmen verkörpern. Ich möchte nur erinnern an die neuen Madrigale von Madrigale von Walter Rein, die Frauenchöre von Ludwig Weber u. a.

Die Anwendung und Beherrschung all dieser theoretischen Gedanken sollte sich in den Chor- und Orchesterübungen an den Nachmittagen zeigen. Was

*) Chorgesang ohne Orchester.

wir unter der Leitung Jödes in unseren Kursen an ein- und mehrstimmigen Chören erarbeitet haben, wird uns in unvergesslicher Erinnerung bleiben. Zu neuem Erlebnis wurden uns alte und neue Madrigale. Wie füllte jenes sechsstimmige „Wach auf, meines Herzens Schöne —“ mit brausendem Jubel, mit unerhörter Fülle den Raum. Wie klingt jener vierstimmige Kanon „Ave Maria“ mir heute noch als wunderbares melodisches Ereignis im Ohr. So taten und erlebten wir Musik.

Dieses Erlebnis aber zwingt Jöde und uns, diesen starken neuen Geist hineinzutragen in das ganze Volk. Jugend, Lehrer und Elternhaus sollen zu einer Gemeinschaft werden im Dienste an der Musik. Daß wir natürlich damit viele alte Schulliederbücher beiseite legen müssen, schadet weiter nichts. Wir haben ja viel, viel bessere dafür. Kennt Ihr alle den Musikanten und das Liederbuch von Dr. Poppen „Aus der Stadt der goldenen Gassen“? Da findet Ihr allen musikalischen Reichtum Eures Volkes in den schönsten Sagen und Weisen. Da steht das beste Singen und Tönen, daß je der Jugend eines Volkes zugänglich gemacht wurde.

„Auch ist es nun, diese wunderbare Fülle zu fassen und wieder auszugießen, daß Freude sich mehrt über allem Volk!“

„Alle: Eifer aber ist eitel, wenn sich nicht das eine erneuert, unser menschliches Sein, unsere Gesinnung.“

Oskar Ehrhard.

Nachwort: Ich bringe diesen Bericht zugleich als eine Antwort auf die Frage: Lehrgergilden innerhalb unseres Bundes? Die Frage ist auf das entschiedenste zu verneinen. Das wäre Flucht vor der Welt und der Arbeit in ihr, so schlimm als Siedelei in der Hölle. Wir würden uns um einen Rundbrief mühen und in Gedanken schwelgen und hätten keine Zeit für den Turnverein, der aus seinem „Gut Heil“ herausmöchte, für die Lehrerarbeitsgemeinschaft und für die Singwoche, die die Junglehrerschaft vereinigt. Wir werden aus dem bodenständigen Zusammenhang und aus der Heimatverwurzelung herausgerissen, die uns die Möglichkeit zur wirklichen Arbeit bietet. Um es scharf zu sagen: Wir müssen uns mehr vom Bund frei machen, auf daß wir die Arbeit schaffen könnten, die in so mancherlei Möglichkeiten an uns herantritt. Ich will's im Bilde sagen: Wir stehen wohl im Kreis des Bundes, doch nicht nach innen, sondern nach außen gerichtet. Denn dort ist die große Arbeit. Dort ist Kampf. Und wenn Not an Mann geht, dann schließen wir den Kreis fester, Rücken an Rücken, der Bund ist Halt und Kraft — wenn er geschlossen ist. So sehe ich die Haltung der berufstätigen Älteren im Bund.

Jörg Erb.

Das geistliche Volkslied!

Jörg Erb.

Vorbemerkung: Auch diese Arbeit ist als Vortrag im Musikauschuß unserer Landeskirche gehalten. Gleichzeitig wurde von mir eine Zusammenstellung von etwa 150 alten geistlichen Volksliedern vorgelegt als Material zur Gesangbucharbeit. Diese Sammlung steht auch unserer Liederbuchbearbeitung zur Verfügung.

J. E.

Die vorliegende Arbeit gilt im besonderen dem geistlichen Volkslied. Darüber hinaus aber will sie auch dem ganzen Gesangbuch dienlich sein. Denn nicht nur hat bis jetzt in den Gesangbüchern das geistliche Volkslied ganz gefehlt, auch der Choral ist darin nicht in seiner ganzen Wucht und Größe erfasst und

gefaßt. Als ein gewaltiger Strom hat er sich, aus den unerschöpflichen Quellen des deutsch-evangelischen Glaubens gespeist, durch die Jahrhunderte hindurch ergossen. Aber unser Gesangbuch ist für ihn nur ein schmaler ausgezirkelter und abgemessener Graben, in dem kein Raum ist für urwüchsige Kraft. Viele Steine sind in unserm Gesangbuch und machen es schwer verdaulich, während so manches Stück hausbacken Brot da ist, das zur rechten Seelenspeise dienen würde. Unser Gesangbuch hat gar nicht aus der ganzen Fülle geschöpft, sondern hat immer nur die nächstliegenden Quellen benutzt, von Zeitgenossen manches aufgenommen, dagegen viel wertvolles altes Gut ausgeschieden. Um es in einem Bilde zu sagen: der kostbare goldflüssige Schatz des Chorals ist gar oft umgegossen worden von den fliegenden Blättern ins erste dünne Gesangbuch, und dann von Gesangbuch zu Gesangbuch durch die wechselnden Jahrhunderte, Zeit- und Geistesströmungen hindurch. Viele kostbare Tropfen wurden dabei verschüttet, die schwersten blieben am Eimer hängen und wurden nicht mit weitergegeben, der Schatz wurde geringer und verlor an köstlichem Wert. Zeitgenossen füllten zwar auf, aber sie gossen in den meisten Fällen Wasser in den Wein. Dazu glaubte sich jeder Umschütter ohne weiteres berechtigt, vielmehr verpflichtet, nach seinem Geschmack sich den Wein zurichten und seinen Zeitgenossen schmackhaft machen zu müssen. So wurden auch durch kritische Durchsicht viele wertvolle Lieder ausgeschieden, denn diese Arbeit geschah ja keineswegs nach zeitlos gültigen Normen, sondern sehr nach zeitlichen und subjektiven Maßstäben. Die wissenschaftliche Begründung zu dieser Behauptung ließe sich ohne Zweifel beibringen, wenn man die Gesangbücher der verschiedenen Zeiten und ihrer Geistesrichtungen miteinander vergleichen würde. Die Zusammensetzung des Gesangbuches der Aufklärung ist eine andere als die des Pietismus, und es ließe sich jedenfalls feststellen, was jeweils ausgeschieden wurde. Aber auch die Lieder, die übernommen wurden, bekamen die Politur der Zeit und ihrer Geistesrichtung und wurden in der willkürlichsten Weise bearbeitet, überarbeitet, verändert und oft gänzlich entstellt, so daß die einzelnen Lieder kaum noch zu erkennen sind.

Schlimmer noch muß es dem geistlichen Volkslied ergangen sein. Von ihm ist gar nichts mehr übrig geblieben, es war gänzlich verschollen, wie das alte, echte Volkslied des Mittelalters. Der Begriff geht zwar um seit Jahrzehnten. Fast alle Gesangbücher haben einen Anhang für das geistliche Volkslied. Schlesien hat 1878 den Anfang gemacht. Alle Landeskirchen wohl ohne Ausnahme sind diesem Beispiel gefolgt. Allein der Begriff gilt einem ganz anderen Stoff. In diesen Anhängen zum Gesangbuch sind unter dem Namen „Geistliches Volkslied“ Lieder zusammengefaßt von „Großer Gott, wir loben dich“, „Ich bete an“, „Weil ich Jesu Schäflein bin“ bis zu „Ein Sträußlein am Hute“, „Der Sonntag ist gekommen“, „O Deutschland hoch in Ehren“, „Hör' uns, Allmächtiger“ und „Vater, ich rufe dich“. Fürwahr: das kostbare Schatzkästlein des geistlichen Volksliedes ist gänzlich verlorengegangen. Später hat man eine Kiste aufgestellt, hat auf den Boden etliche merkwürdige alte Lieder getan, die man nicht als Choräle gelten lassen konnte und doch nicht ganz beiseite schieben wollte („Es ist ein Ros entsprungen“, „Erstanden ist“), und dann mit den Versen der Zeitgenossen aufgefüllt. Und das nennt man heute „Geistliches Volkslied“.

Uns käme es nun gar nicht darauf an, um einen klaren und enger gefaßten Begriff zu streiten. Wir wollten uns gern nur an unsere vorliegenden Lieder halten. Aber die verlangen unbedingt eine vollständige Umprägung des Begriffs des „Geistlichen Volksliedes“. Und wir sind es diesen köstlichen Erbe fürwahr schuldig, es klar herauszustellen und zu trennen von dem, was heute noch allgemein unter diesem Namen verstanden wird. Dies soll die Hauptaufgabe dieser Arbeit sein. Sie ist um so wichtiger, weil der Begriff so verschwommen, mystisch dunkel, unklar und bei den meisten Menschen ohne Inhalt ist, abgesehen von der falschen Inanspruchnahme durch die, die damit eine einigermaßen klare Vorstellung verbinden. Nur auf unsere Lieder können wir uns berufen. Es gibt meines Wissens auch keine Sammlung, die das geistliche Lied in diesem Umfange birgt. Aus dieser meiner Sammlung ging aber ganz klar hervor, daß wir es hier mit einer Liedgattung ganz eigener Prägung zu tun haben, die bis heute völlig unbeachtet geblieben ist bei der Gesangbucharbeit und in der ganzen Hymnologie, eine Liedgattung, die gar nichts mit den Gesängen zu tun hat, die bisher den Namen „Geistliches Volkslied“ getragen haben, die aber allein diesen ehrenvollen Namen verdienen.

Der Name hat sich am Ausgang des letzten Jahrhunderts gebildet. Das einzige Werk, das diesen Liedern bis jetzt nachgegangen ist, stammt von Hermann Petrich: „Unser geistliches Volkslied“, 1920 bei Bertelsmann erschienen. Es geht aber nicht von Quellenarbeit aus, sondern hält sich an die Lieder, die allgemein in den Anhängen der Gesangbücher erscheinen. Das ist ihm auch im wesentlichen das Kennzeichen und die Kennzeichnung als geistliches Volkslied. Er gibt den Versuch, den Begriff zu bestimmen, als unmöglich auf und begnügt sich mit einigen allgemeinen Bemerkungen über das Wesen dieser Lieder. Es sind ihm im allgemeinen die Lieder, die durch ihre subjektive Gedankenfassung oder ihren peripherischen Glaubensinhalt, oder ihren eigentümlichen Strophenbau, oder ihre unchoralmäßige Singweise, oder aus mehreren dieser Ursachen zugleich nach „allgemeinem Urteil“ vom öffentlichen Gottesdienst auszuschließen sind. Der Verfasser wehrt sich gegen den Herderschen Begriff des Volksliedes und sagt dabei, daß diese Lieder mit ganz geringen Ausnahmen ausnahmslos der Kunstdichtung angehören und aus dem persönlichen Erleben und Empfinden bekannter Dichter geboren sind. Als Ausnahmen nennt er: „In dulci jubilo“, „Es ist ein Ros entsprungen“, „Es ist ein Schnitter“, „Schönster Herr Jesu“, gerade die einzigen Lieder, mit denen sich unsere vorliegende Sammlung mit denen in Petrichs Werk berührt. Auch die Lieder selber helfen uns nicht zur Klarheit, weil es eben im wesentlichen die der Gesangbuchanhänge sind. Als Grundstock der geistlichen Lieder nennt das Buch in einem Atemzug: „Es ist ein Ros entsprungen“, „Härre meine Seele“, „Schönster Herr Jesu“, „Stille Nacht“, „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh“. Nehmen wir dazu noch die Lieder: „Lagt mich gehn“, „Weil ich Jesu Schäflein bin“, „Wie lieblich ist's hienieden“, so ist damit der Liedkreis umschrieben, den Petrich mit „Geistlich Volkslied“ bezeichnet. Wir überprüfen und stellen nebeneinander: Geistlich Volkslied / Kunstdichtung bekannter Dichter, Volk / Subjektive Gedankenfassung — geistlich Lied / peripherischer Glaubensinhalt. Hart stoßen sich diese Begriffe, die da zusammengestellt sind zu einer Definition. Und wenn wir dazu noch die Reihe der Lieder ansehen, so dürfen wir, ohne uns schämen zu müssen, fragen: Was

ist denn nun geistlich Volkslied? Nach dem Buche eben jener Liedkreis zwischen „Harre meine Seele“ und „Wo findet die Seele“ mit dem Höhepunkt „Laß mich gehen“ und der Begriff selbst der unheimlich dehnbare Gummischlauch, in dem man alles zusammenfassen kann, was nicht ausgesprochen weltliches Lied ist.

Diese Fassung des Begriffs findet sich auch bei Wilhelm Telle in seinem bedeutenden Werk: „Schlüssel zum ev. Gesangbuch“, ebenfalls 1920 auch bei Bertelsmann erschienen. Dies Werk ist eine Hymnologie des rheinischen Gesangsbuches, und weil dieses einen Anhang: „Geistliche Lieder“ hat, kommt er auch auf diese Lieder zu sprechen. Er nennt das Lied „Laß mich gehen“ geradezu das Musterbeispiel des echten geistlichen Volksliedes. Die Lieder sind im wesentlichen dieselben wie bei Petrich, zur Charakteristik aber wird doch mehr beigetragen. Er spricht vom neueren geistlichen Volkslied. Daraus wäre zu entnehmen, daß es auch ein altes geistliches Volkslied gibt, doch ist darüber nichts gesagt. Das neuere geistliche Volkslied ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Seine Kennzeichen: Es ist im Gegensatz zum Kirchenliede Stimmungslied, nichts als Stimmungslied. Es ist nicht Bekenntnislied, geschweige Lebrlied. In ihm überwiegt die Stimmung bei weitem. Es verleugnet seinen Ausgang von Novalis nicht, als Stimmungslied findet es leicht überall Eingang. An das christliche Verständnis, die christliche Erfahrung stellt es keine besonderen Anforderungen. Sein Gesichtskreis ist klein, mehr der eines Schmetterlings als der eines Adlers. Ein Rückgrat wie unser Kirchenlied hat es nicht. Es zeigt sich nur wenigen Gebieten des christlichen Lebens geneigt und gewachsen. Im Vordergrund stehen Jesulieder und Himmelslieder. Wo bleibt Heilsordnung, Heilsweg, Heilsleben? Es schließt überall ein, nirgends aus, es läßt überall nur Frieden, Freude und Seligkeit im Herrn walten. „Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht“, man ist versucht, dies Wort darauf anzuwenden. Das ist nach Telle das geistliche Volkslied, und er ist nicht sehr begeistert von ihm. „Es ist nun einmal da, und was an ihm Gold und Silber ist, der Tag wird's bewähren, was Heu, Stroh und Stoppeln sind, der Tag wird's verbrennen. Verwelken werden diese Lieder samt ihren Texten ohnehin schon bald. Bei Verwendung dieser Lieder in Hausgemeinde, Verein und Kindergottesdienst ist Vorsicht geboten, sie entnerven den Gesang“, und bei der Hymnologie des Liedes „Wo findet die Seele“ sagt er: „Es kommt darauf an, daß die, die für den Gesang in Kirche, Schule, Haus und Verein verantwortlich sind, das Lied nicht mehr anstimmen lassen. Dann wird es sich selbst überlassen, allmählich eindorren, so üppig diese Wucherblume jetzt noch blüht.“ Zahns Urteil über die Melodie dieses Liedes lautet: „Ein richtiger Gassenbauer“. Und um die melodische Seite dieser Lieder zu streifen, noch einige weitere Urteile von Autoritäten: „Die Sach ist dein, Herr Jesu Christ“ ein Bänkelsang schleimster Sorte (Herold, Sinoa, Jahrg. 1913), ein Gesang, den man nicht anders als Mädchen für alles bezeichnen kann, eine Generalmelodie mit dem ganzen Fopf der Zeit (Griesbacher), „Laß mich gehen“ beurteilt Zahn als eine sentimentale Leier, paßt für pietistische Konventikel. „Wie sie so sanft ruh'n“ nennt Telle eine unausrottbare sentimentale Melodie. Den anderen ist mit Telle zu wünschen, daß sie bald verdorren mögen. Das gilt dem größten Teil unserer Anhanglieder.

Das ist also das geistliche Volkslied nach seitherigem Sprachgebrauch. Ihm Arbeit zu widmen, lohnt sich nicht, es sei denn, daß man die Lieder heraus-

stellte, die aus der Gelatineflut als einsame Felsen hervorragen, als da sind: „Es ist ein Kos' entsprungen“, „In dulci jubilo“, „Wenn Christus der Herr“, „Lobt Gott ihr Christen allzugleich“, „Schönster Herr Jesu“ und einige andere.

Aber nun lassen wir unser Lied für sich sprechen. Wir stehen vor einer Liedergruppe von ganz scharf geprägter Art und einheitlicher Struktur. Es stammt nicht aus dem 19. Jahrhundert, es zeigt keine subjektive Gedankenfassung, es ist nicht Stimmung. Es kommt aus dem Herzen des deutschen Volkes. Sein Ursprung und seine Blüte fällt mit denen des deutschen Volksliedes zusammen in die gleiche Zeit. So geht sein Stammbaum mit dem des Choral's auf die gleiche Wurzel zurück: das Volkslied. Denn der Choral ist ursprünglich durchaus Volkslied gewesen. Aus gleicher Wurzel sprossen die drei Edelreifer: Volkslied, geistlich Lied und Choral.

Ich wollt, daß ich doheime wär
und aller Welten Trost entbehr.

Ich mein doheim im Himmelreich,
da ich Gott schaue ewiglich.

Woblauf, mein Seel, und richt dich dar,
dort wartet dein der Engel Schar.

Denn alle Welt ist dir zu klein,
du kommest denn erst wieder heim.

Ist dies Lied, das uns aus dem Jahr 1480 im Strassburger Gesangbuch vermeldet ist, Choral, geistlich Lied, Volkslied? Es ist sicherlich Volkslied, wenn's auch von Heinrich von Laufenberg stammt. Scherrer aber rechnet es zu den Choralen und bringt's in seinen: „Deutsche Choräle zur Laute“ (bei Hofmeister 1918) und man kann ihm nicht unrecht geben.

„Die helle Sonne leucht jetzt berfür,
fröhlich vom Schlaf aufstehen wir.
Gott Lob, der uns in dieser Nacht
behütet hat vor Feindes Macht.“

Herr Christ, den Tag uns auch behüt
vor Sünd und Schand durch deine Güt,
daß deine lieben Englein
unsre Hüter und Wächter sein.

Daß unser Herz gehorsam leb
und deinem Wort nicht widerstreb,
daß wir stets gehn auf deiner Bahn
in allem was wir fangen an.

Daß unser Werk gerate wohl,
was jeglicher ausrichten soll,
daß unser Arbeit, Müß und Fleiß
gerecht zu deinem Lob und Preis.

Kann man diesen Choral Nikolaus Hermanns um 1550 anders werten als Volkslied? Wie knapp, wie einfach, wie werktätlich! „Laß unser Werk geraten wohl, das jeglicher ausrichten soll“. Die Hausgemeinde betet's beim Morgensegen. Die Gemeinde singt's im Werktagsfrühgottesdienst, bevor ein jeder an sein Werk geht.

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht
ihr lieben Christen seid munter und wacht
und lobet Gott, den Herren!“

Der Herr hat heint uns treu behüt
aus reicher Gnad und lauter Güt,
drum danck Gott, dem Herren!

Singt euer Handwerk fröhlich an,
so wirds gar bald sein wohlgetan:
und preist Gott, den Herren!

Kann man dies Lied um 1550 nicht auch als Choral ansprechen? Wir erkennen: Alle drei Liedarten sind hier wesensgleich. Sie reden die gleiche Sprache, weil sie von denselben Menschen stammen. Sie unterscheiden sich nur darin, ob sie mehr oder weniger von Gott und göttlichen Dingen sprechen. Vollends zwischen Choral und geistlich Lied kann hier noch nicht unterschieden werden, solange nicht, als der Choral die Sprache des Volkes spricht und der Choraldichter den Leuten aufs Maul sieht, wenn er das nötig hat, meist spricht er noch die Sprache des einfachen Volkes. Aber auch

das Liebeslied ist keusch und rein und von einer Objektivität, die Sinnlichkeit ausschließt.

Halt dich in Gut, das bitt ich dich,
Befegn dich Gott, ich fahr dahin.

O reicher Gott, durch deine Güt,
wie scheidest du so harte.

Reißt du hinweg,
halt Gott dich gesund.
Mein Herz tut nach dir langen.

Das ist nicht unser „Ach Gott, da ist halt nichts zu machen“, dies „ach Gott“ kommt aus einer frommen Seelenhaltung, die weiß, daß alles in Gottes Macht steht und die alles aus Gottes Händen nimmt, auch das Schicksal der Liebe. Ja, auch das weltliche Lied ist hier fromm, wenngleich auch keine frommen Worte gebraucht werden, und darum ist es so rein und keusch, darum webt aus ihm uns ein Geist entgegen wie kühler, morgenfrischer Hauch, wie kristallklares Bergwasser.

Dem ganzen weltlichen Lied ist dieser Zug eigen. „Wohlauf ihr Wandersleute“, das singt in den vier ersten Versen in der lustigsten Weise vom Wandern: „die Mahlzeit ist ganz klein, durch Disteln und durch Dorn, wann kommt die Nacht herzu...“, um dann mit dem Verse zu schließen:

„Zur leg ich noch eins weiß:
hier geht die letzte Straße,
die geht ins Paradies.“

Der Leib, der tut nicht ruhen dort,
er ruhet in dem kühlen Ort,
die Seel im Paradies.“

(Man merke sich diesen Vers, ich fand ihn im Spielmann.)

Der fromme Sinn des Sängers kommt hier im lustigsten Lied zum Durchbruch. Hinter aller Freud und allem Schmerz steht diese Haltung. Sie bestimmt den Menschen. Nehmen wir Luthers Lied: „Die beste Zeit im Jahr ist mein“. Bekommt das Lied nicht durch die beiden letzten Zeilen seinen Sinn, ist es von Anfang an nicht im Sinne dieser Worte gesungen:

„Den ehrt und lobt auch mein Gesang
und sagt ihm ewiglichen Dank“

und wird's dadurch nicht zu einem herrlichen Loblied? Genau so ist es mit Paul Gerhards Lied: „Geh' aus mein Herz und suche Freud“:

„Ich singe mit, wenn alles singt
und lasse, was dem Höchsten klingt
aus meinem Herzen rinnen.“

Darin liegt Höhepunkt und Wille des Liedes. Ein Loblied edler Art. Nehmen wir noch ein jüngeres Lied, eins, das der Jugendbewegung eins der teuersten ist: „Rein schöner Land in dieser Zeit“. Gott mag es schenken, er wird uns behüten, das ist der Orgelpunkt des Liedes, es ist ein heiliges Gebet, wenn unterm Sternenhimmel Jugend dies Lied singt mit gereichten Händen. Man sage nicht, das ist die Romantik und pantheistische Naturreligion der Jugendbewegung. Wir verschanzen uns hinter unserem Luther, wir berufen uns auf Paul Gerhard. Ist das peripherischer tiefster Glaubensinhalt? Nicht aus Glaubensarmut, aus Glaubensreichtum erwachsen diese Lieder. Dahinter steht der tiefe Glaube, die fromme Haltung, die auch im weltlichen Lied durchbricht. Es sind Loblieder von ursprünglicherer Kraft als unser „Großer Gott wir loben dich.“ Sie sind Zeugnisse tiefsten Glaubens. Diese Lieder entstanden nicht aus Ueberlegung: Ich will ein Loblied machen, sondern

die Menschen sangen, wie der Vogel singt, und da ward es ein Loblied. Indem wir das sagen, legen wir nichts in die Lieder hinein, wir spüren nur die fromme Haltung der Menschen, aus deren Seele diese Lieder kamen. Sie sind fromm ohne fromme Worte. Sie sind fromm, ohne es zu wissen. Darin unterscheiden sie sich scharf von dem sogenannten geistlichen Volkslied.

Wir wollen nun den Trennungstrieb ziehen und fragen: Sind die Lieder Stimmung und nur Stimmung? Da nennen wir noch einmal das kernige, schlichtfromme und morgenfrische:

„Der Tag vertreibt die finstre Nacht“

Wir nennen das trogige:

„Wer jetzig Zeiten leben will,
muß haben tapfers Herze.
Er hat der argen Feind so viel,
bereiten ihm groß Schmerze.“

Da heißt es stehn ganz unverzagt
in seiner blanken Wehre,
daß sich der Feind nicht an uns wagt,
es geht um Gut und Ehre.“

Wir nennen das Lied:

„Reich auf in Gottes Namen,
Du werde deutsche Nation.
— — — — —
All unsre Macht ist geringe
dazu gar bald verlorn.“

Gott helf, daß uns gelinge
durch Christum auvertorn.
Er ist der recht Nothbesser,
wie uns sein Wort zusagt,
darauf wir uns verlassen“.

Klingt hier nicht ganz der 2. Vers von „Ein' feste Burg“ an? Aber ist das Stimmung? Es hat seinen Ausgang sicherlich nicht von Novalis. Sein Gesichtskreis ist nicht klein. Und stellt es an die christliche Erfahrung und an das christliche Verständnis keine Anforderungen? Sind diese Lieder Schmetterlingen zu vergleichen? Haben sie kein Rückgrat? Dies Lied beruft sich aufs Wort, es setzt seine Kenntnis voraus: wie sein Wort uns zusagt.

Wir nennen noch das alte, uns so liebe „Nachtwächterlied“:

„Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
unsre Glock hat zehn geschlagen.
Zehn Gebote setzt Gott ein,
hilf, daß wir gehorsam sein.“

Menschenwachen kann nichts nügen,
Gott muß wachen, Gott muß schützen.
Herr, durch deine Güt und Macht
gib uns eine gute Nacht.“

Führwahr, der Nachtwächter beschämt manchen unserer Zeitgenossen mit seiner Bibelkenntnis. Er nennt die Gebote nicht nur, er kennt sie auch. Er weiß die Geschichte mit den elf Jüngern, und „eins ist allein der ew'ge Gott, der uns hilft aus aller Not“, ist christliche Erfahrung und Glaubensüberzeugung. Darum hilft Menschenwachen nicht, darum muß Gott wachen, seine Güt' und Macht schenkt uns eine gute Nacht. Es stimmt von diesem Lied nicht: Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht. „Zwölf, das ist das Ziel der Zeit.“ Aber wir nennen hier noch:

„Es ist ein Schnitter, heißt der Tod“

mit seiner Siegesgewißheit:

„Trug Tod, komm her, ich fürcht dich nit,
Trug komm und tu dein Schnitt.
Ward ich nur verletzet,
So werd ich versetzt
in himmlischen Garten,
darauf will ich warten.
Freu dich, schöne Blümelein.“

Denken wir einen Augenblick an Wort und Weise von: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?“ Welcher Unterschied! Aber auch Telle klagt schon bitter: „So nimm denn meine Hände“ und: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh.“, das sind die unvermeidlichen Lieder am Grabe, vor allem bei öffentlichen Begräbnissen, und sie müssen immer den Beweis erbringen helfen, wie gering wir Deutschen unser altes, großes, evangelisches Kirchenlied einschätzen. Und bei diesem letzten Lied weist er darauf hin, daß ein Stück der Melodie in das Lied: „Ich hatt' einen Kameraden“ übergegangen ist mit dem Anhänger: „Die Vöglein im Walde“, was wir dort doch alle als trivial empfinden.

Wir weisen ferner auf die Totentanzlieder hin und nennen hier nur den schwäbischen Totentanz:

O Mensch, denk oftmals an dein End',
der Tod kommt g'schlichen oder g'rennt,
und jedesmal schlier in andrer Gestalt.
Er treibt das Handwerk mannigfalt.
Alles, alles, alles muß vergehn.
Einer, einer, Gott nur bleibt bestehn.

Kennt dieses Volkslied nichts vom Heilsweg und Heilsleben? Wir erinnern an das Lied: „Dort oben vor der himmlischen Tür“. Wir nennen:

„Tu auf, tu auf du schönes Blut, sich Gott zu dir will kehren.
O Sünder, greif nun Herz und Mut, hör auf die Sünd zu mehrn.
Wer Buß zur rechten Zeit verricht, der soll in Wahrheit leben.
Gott will den Tod des Sünders nicht. Wann willst du dich ergeben?
Vergebens ist all Rat und Tat. Was willst du länger säumen?
Es sei gleich nun früh oder spät, die Festung müßt du räumen.“

Geschwind, geschwind, all Uhr und Stund der Tod auf uns kommt eilen,
ist ungewiß, wen er verwundet mit seinen bleichen Pfeilen.
Wen er nit findet in Gnadenzeit, wär nüh'r nie geboren.
Wer unbereit von binnen scheide, ist ewiglich verloren.“

Ein ernstes Buglied, so eindringlich, wie's ein Choral nicht besser sein kann. Wie bildhaft in der Sprache. Hier hat das Volk gestaltet. Dies Lied ist biblisch, wenn es auch andere Worte braucht. Aber sogar Lehlieder finden sich. Wir nennen:

Nun laßt uns Gott, dem Herren, dankfagen und ihn ehren
für alle seine Gaben, die wir empfangen haben.

Es ist ein geradezu dogmatisches Lied. Es beginnt mit dem Lobpreis Gottes, spricht im 2. Vers von der Schöpfung, Vorsehung und Erhaltung, im 3. Vers von der Sünde und des Menschen Verderbnis, im 4. Vers von Gottes väterlichem Willen und Ratschluß zur Erlösung der Menschen durch Jesus Christus, Vers 5 handelt vom Heiligen Geist und den Gnadenmitteln, Vers 6 preist den Gnadenstand, 7 und 8 sind eschatologisch gerichtet und das Lied mündet aus in den Lobpreis Gottes. Wir haben die Melodie, nicht das Lied im Gesangbuch. War es zu dogmatisch? Hätten wir doch solche dogmatischen Lieder von dieser Güte. Sie zeigen uns, daß die Dogmatik einmal volkstümlich war und volkstümlich sein kann.

Und noch ein Wort zur Musik in diesen Liedern. Auch darin unterscheiden sich unsere Lieder streng von dem sogenannten geistlichen Volkslied. Das ausführlich darzulegen, ist hier nicht Raum und Zeit. Man mügte vor allem auf die romantische Melodiebildung eingehen im Gegensatz zu der des alten

Volkliedes, man müßte untersuchen, was nur Augenblickseinfälle oder Nachahmungen sind, man müßte nachweisen, wie viel undeutsches, kitschiges Wesen sich breit macht in den Melodien des sogenannten geistlichen Liedes des 19. Jahrhunderts. Darum nur kurz das Grundsätzliche: Der frommen Haltung des Liedes in den Worten entspricht ganz die Melodie. Sie ist von derselben Sachlichkeit und Objektivität und von der gleichen großen Gestaltung wie der Text. Wort und Weise ist ein Guß. Wir sind in der Jugendbewegung einen großen Irrweg gegangen. Im Kampf um die Wahrhaftigkeit in einer heuchlerischen Welt haben wir das Persönliche für das Wahre gehalten. Je toller die Einfälle waren, um so wahrhafter schienen sie uns. Wir verwechselten Wahrhaftigkeit mit Wahrheit. Wo wir das Große suchten, das Gehorsam von uns fordern sollte kraft innersten Wesens, da kamen wir in den Sumpf der schrankenlosesten Willkür, des reinsten Individualismus. Auch in der Musik. Darum wurde eine Zeit lang so blödes Zeug gesungen. Aber wir sind am alten Volkslied gesundet. Wir wissen: Musik ist ein Zug im Gesicht des Ewigen. Ist es schon ein Dogmensatz der Kirche: Gott offenbart sich im Menschenleben, so dürfen wir, ohne dem zu widersprechen, sagen: Es gibt eine Offenbarung Gottes in der Musik, denn die gehört zum Besten des menschlichen Lebens. Es gibt Menschen, die Instrumente Gottes sind, auf denen er seine Weisen spielt, das sind die wahren ewiggültigen und ewiggeltenden „Komponisten“, weil sie nicht „Sich“ komponieren, sondern weil „Es“ in ihnen komponiert. Es gibt eine objektive „Musik“, von Verkündigung, „Ja“, von „Was“, „Nein“, von „Menschen“, „Göttern“, von der Ewigkeit ist. Wir bestreiten nicht, daß das einem Zeitigen auch vergönnt und geschenkt sein kann. Aber wir finden es kaum. So halten wir uns an diese alten Melodien mit ihrem Ewigkeitsgehalt, an denen wir genesen sind und zur Erkenntnis der „Wahrheit“ kamen. Wir spüren in diesen Liedern die Bindung ans Ewige. Wir singen nicht die Kompositionen großer „Künstler“, sondern die Musik, die allein den Namen verdient. Diese Bindung ist uns das Beglückende. Darum klingen und singen diese Lieder anders. Nur solche Musik ist Musik, und wert der Hingabe, aber auch ganzer Hingabe mit Leib und Seele. Nur solche Musik meinen wir. Das ist der Maßstab, mit dem wir messen. Die Weisen würden für unser melodiarmses Gesangbuch eine unsagbare Bereicherung bedeuten. Und nicht nur die Worte, sondern auch die Weise hebt die Menschen aus dem Sumpf. Welche Möglichkeiten? Welche Verantwortung? Ob die Kirche sie spürt?

Das sei genug zur Kennzeichnung unserer Lieder. Wir dürfen kurz zusammenfassen: Das geistliche Volkslied geht auf das alte Volkslied zurück und ist ihm aufs engste verwandt. Es kommt aus dem Herzen des Volkes und spricht seine Sprache. Inhaltlich liegt es zwischen dem Choral und dem Volkslied. Es ist eine Liedgattung von ausgeprägtem Charakter. In der Melodiebildung ist es eins mit dem Volkslied. Mit dem sogenannten geistlichen Volkslied des 19. Jahrhunderts hat es nichts gemein und steht ihm aufs Gegenfächligste gegenüber. Diese Liedgattung verdient allein den ehrenvollen Namen „Geistliches Volkslied“. Es verdient an die Stelle jenes fälschlich so genannten Liedes gesetzt zu werden.

Wollen wir jetzt noch ungläubig die Achseln zucken: Ja, ist es denn möglich, dies Lied wieder zu erwecken? Haben es uns diese Lieder mit ihrer Wucht nicht angetan, daß wir sie müssen singen und singen lassen? Wollen

wir nicht lieber fragen: Wozu hat denn Gott diese Lieder einmal erklingen lassen? Wollen wir nicht lieber fragen: Was ist die Aufgabe der Kirche? Daß sie schöne Gottesdienste hält mit Sonntagschristen, oder soll das Wort auch daheim im Hause und bei der Arbeit wirken und das Leben gestalten? Wenn kein: Hoffnung wäre, müßten wir im Glauben ans Welt gehen.

Aber wir haben Grund zur Hoffnung. Zunächst: Diese Liedersammlung geht nicht auf Quellenarbeit zurück. Die Lieder sind den Liederbüchern der Bünde entnommen. Diese Lieder werden also dort gesungen. Dort haben sie auch ihre Heimat, sind im tiefsten Grund erfüllt und geglaubt. Die Bünde, die wohl hier in Frage kommen, verlieren aber ihre Menschen nicht mit 18 Jahren. Der Bund ist allen Heimat. Aus der Jugendbewegung wird eine Lebensbewegung, eine Elternbewegung. Die Lieder leben in den Familien, die Kinder lernen sie von Kindesbeinen an, Lehrer und Pfarrer, Fürsorgeleute aus der Bewegung tragen sie in die Jugend des Volkes hinein. Sie geben der Gemeinde Krippenspiele, in denen diese Lieder eingeflochten sind, sie ziehen auf Musikantenfahrten durchs Land und auf Singwochen werben sie in weiten Kreisen mit großem Erfolg um dies Lied.

Die Welle, die nach dem Krieg aus dem Sumpfe der Großstadt sich durchs Land ergoß und alle Sitte riß, daß die jungen Burschen sich nicht mehr auf den alten Platz in der Kirche stellten, wo sie nicht mehr, wie seit Jahrhunderten Sitte war, jährlich zweimal zum Abendmahl gingen, wo alle Bindungen zerrissen wurden, diese Welle ist vorüber. Dem sicheren Hochmut ist eine Unsicherheit gefolgt. Man fühlt sich unsicher in der bindungslosen Freiheit, man möchte es gern so machen, wie's andere tun, wie man es einst tat, man sucht Vorbild, Maßstab. Man sucht Verbindung nach rückwärts. Wo da die rechten Menschen sind, kann viel getan werden. Aber in wie vielen Dörfern sitzen die jungen Burschen am Sonntag im Wirtshaus und grölen, weil kein Lehrer und kein Pfarrer sich ihrer annimmt in der rechten Weise!

Und zum Dritten. Wir sind heute gar nicht mehr so weit von jener frommen Haltung unserer Lieder entfernt. Wir beten wieder mit diesen Menschen, treten schlicht und anspruchslos vor Gott. Wir glauben es nicht nach dem Buchstaben, sondern es ist Erfahrung, wie groß Gott ist, wie gering wir sind. Wir wissen uns in Gottes Hand und fühlen uns darum stark und froh. Das ist kein weiches Bild, sondern die Art, mit der wir im Leben stehen. Wir begreifen Luther: Daß Gott uns alles gibt ohn' unser Verdienst und Würdigkeit, wofür wir ihm zu danken, zu loben und gehorsam zu sein schuldig sind. Wir wissen, warum der 8. Teil des Heidelberger Katechismus von des Menschen Dankbarkeit handelt. Wir entdecken erst unseren evangelischen Glauben wieder. Der junge Luther steht lebendig vor unserer Seele. Und wohin wir langsam reisen, das weht uns in jenen Liedern entgegen. Es im einzelnen nachzuweisen, wäre eine schöne aber besondere Arbeit.

Eine solche Bejahung dieser Lieder schließt eine sorgfältige pädagogische Prüfung des einzelnen Liedes nicht aus. Aber dem streite ich aufs entschiedenste das Recht ab, über diesen Liedern Gericht zu sitzen, der sie nicht glaubend gesungen hat und ihre Seele entdeckt hat. Diese Lieder aber erschließen sich dem prüfenden Kritiker so wenig, als ein Kind dem schnüffelnden Schulaufsichtsbeamten seine Seele zeigt. Und noch eins ist zu bedenken. Wir schaffen diesen Anhang nicht für uns, sondern für die Jugend, nicht für uns, sondern das

heranwachsende Geschlecht. Es sollte eine Aufgabe der Jugend sein. Euer junges Herz ist aufgerufen. Wer's nicht hat, ist nicht geschickt zu diesem Werk.

Wer aber diese Lieder singt, den lassen sie nimmer los, den schaffen sie um, den machen sie reiner, besser, frömmere. Das ist unser Selbstbekenntnis in dieser Sache. Daß es möglich sein wird, daß die Lieder wieder gesungen werden, dafür ist der Beweis schon längst erbracht. Und was aus der Seele des Volkes entsprossen ist, das kann dort auch wiedererwachen, auch nach Jahrhunderten. Denn unter dem Schutt und Geröll der Zeit schlummert die deutsche Seele und wartet, daß man sie mit köstlichem und mit frommem Brod nähre.

Wir hoffen und heißen Euch hoffen!

Sür Führer und Führerin.

Vom Singen und Spielen.

Das edle Lied ist ein Quell der Kraft. Singe nicht wahllos, was dir gerade in den Sinn kommt, sondern prüfe wohl den Gehalt.

Klappere die Lieder nicht in ödem Gleichtakt herunter. Halte dich von einem wüsten Grölen ebenso fern wie von widerlicher Rührseligkeit.

Gar oft ist Stillschweigen besser als jedes Singen. Glaube also nicht, um jeden Preis singen zu müssen, etwa wie man in der „guten Gesellschaft“ um jeden Preis reden zu müssen glaubt.

Wenn seine Stimme lieb ist, der singe nicht in Staub, Wind und großer Kälte. Zur Zeit des Stimmbruchs muß die Stimme vollkommen ruhen. Jeder Mißbrauch rächt sich schwer.

Der einstimmige Gesang ist unter allen Umständen gutzuheißen. Ein Satz macht ein Lied nicht wertvoller, er macht bloß, falls er überhaupt gut ist, das Wesen offener. Dazu genügen auch zwei Stimmen.

Das Lied der letzten zwei Jahrhunderte ist grundverschieden vom altdeutschen Lied; dieses mehr herb und geschlossen, jenes weich und sinnfällig. Das altdeutsche Lied drängt zu linienhafter, schwungmäßiger, vorwärtstürmender Gestaltung, das mehr gefühlsmäßig gehaltene Lied unserer Zeit hängt gleichsam als zierliches Blumengewinde auf Akkordsäulen. Darum ist dem ersten eine freie, polyphone Sezierart, diesem eine akkordische Begleitung besser angemessen. — Halte dein Instrument, ob Geige, Flöte oder Laute, stets in gutem Zustand und reiner Stimmung. Die schönste Zier eines Instruments ist sein edler Klang. Darum weg mit Bändertram und unnützem Tand. Stahlsaiten sind geradezu barbarisch; hier ist Sparsamkeit übel angebracht; sie verwüsten nur das Instrument und ertöten jeden Wohlklang. Die Mandoline hat mit dem deutschen Volksliede nichts zu schaffen.

Singe und spiele stets mit ganzer Seele. Denn wisse: Musik ist nicht Unterhaltung, sondern Erbauung. Walthers Hensel.

(Vorwort zum „Singenden Quell“, siehe Buch und Bild.)

Lied und Gruppe.

Heinrich Arnet.

Nicht irgendein Streit um irgendwelche Musiktheorie oder Gesangspädagogik soll damit aufgeworfen werden. Es seien nur die Fragen gestellt: Was gibt ein Lied der Gruppe? Wie wird dem die Gruppe gerecht? Wie bedingen beide sich gegenseitig und wie durchdringen sie sich?

1.

Zunächst einmal vom Singen selbst.

Man sagt, es sei Ausdruck tiefster Bewegung, tiefster Ergriffenheit, „veredelte Sprache der Seele“. Gewiß! Nehmen wir es aber einmal nur in seiner Erscheinung: es ist mehr als sprechen. Wenn ein Mensch nicht mehr sprechen kann, dann — schweigt er oder er singt. Und erst, wenn man diesen scheinbaren Gegensatz: schweigen und singen, einmal richtig verstanden hat, dann fühlt man, was in dem liegt: Lied und Gruppe. Wo „der Mensch“ nicht mehr weiter kann, wo ihm selbst das Geplapper seiner Worte nicht mehr genügt, da wird er entweder ruhig oder er singt. Das ist — laßt nicht — bei irgendeinem Saufverein so. Wenn er schon so weit ist, daß er „nicht mehr“ reden kann, dann singt er. Wie — das ist erst die zweite Frage. — Aber auch sonst ist es so. Wenn man um den Lichterbaum an Weihnachten steht, kann man nicht sprechen, man schweigt oder singt. An einem offenen Grabe kann man nicht reden; man ist stumm oder singt in der Trauer. Wenn echte, frohe Liebe einem geschieht und grüßt, dann sagt man nichts mehr; aber das Herz jubelt in Liedern. In der Kirche schwägt man nicht; man ist ruhig und horcht; aber man singt. Wie sagt doch Beyer: „Tausend Künste kennt der Teufel, aber singen kann er nicht; denn Gesang ist ein Bewegen unserer Seele nach dem Licht.“

Schauen wir nun auf unsere Gruppen.

Sie möchten uns sein der Ort, an dem die Gemeinschaft vieler Menschen wahr wird. Nicht vieler „gleicher“ Menschen; aber solcher Menschen, die als ihre gemeinsame Aufgabe erkannt haben miteinander Gleiches zu suchen und Gleichem zu dienen. Darum können auch sie in der gleichen seelischen Lage, in der gleichen Stimmung nur schweigen oder singen.

Das ist das eine: Wenn die Gruppe wahrhaft singt, dann geschieht es aus einer gemeinsamen inneren Einstellung, die durch alle schwingt. Und es ist gleich, ob dies aus einem einzelnen gemeinsamen Erlebnis heraus geschieht oder aus der gemeinsamen Entwicklungstufe der Jugend, die miteinander in einer Gruppe singt. — Dann wird daraus das andere: Wenn die Gruppe singt, spricht eben nicht mehr Kunz und Hans miteinander dazwischen; es meint auch niemand etwas mehr, sondern die Gruppe singt ihr Lied — sie ist beisammen in ihrem Lied.

So ist Singen eins von dem, wo die Gemeinschaft wahr wird, lebendig geschaunt und verkörpert wird.

2.

Wie verschieden sich nun das Lied der Gruppe zeigt. Weil zu verschiedenen Zeiten verschiedene Seeleninhalte gleicherweise in Menschen schwingen, die da miteinander in einer Gruppe beisammen sind, wird auch ihr Lied verschieden sein. Ich habe es noch erlebt, wie etwa um die Jahre 1919 bis 1921 Gruppen über nichts anderes hinausgekommen sind, als zu singen: „Kein Feuer, keine

Kohle...“, „Es wollte sich einschleichen...“, „So grün als ist die Heiden...“ und „Steh'n zwei Stern' am hohen Himmel...“, dann war es eigenartig zu sehen, wie sich dazu unsere Gruppe verhielt, die damals entstand. Zuerst sang man sie auch, weil man sie halt überall hörte, ja man vermehrte diese Reihe noch um die „Annemarie“ von Löns und ähnliche Liedlein. Auf einmal ward aber bei den Burschen mit ihren 16 und 17 Jahren ein starker innerer Widerstand bemerkbar, sie wollten diese Lieder nicht mehr singen. Jetzt wurden zusammengetragen alle Marsch- und Wanderlieder, deren man habhaft werden konnte und sang sie überall beim Marsch, beim Lagern, am Gruppenabend und bei Weihnachtsfeiern. Zuerst wurde sich auch da mehr an modische gehalten. „Es blühen die Rosen“, „Die Lüneburger Heide“, „Der Steiger kommt“, „Von Luzern auf Wegis zu“ bildeten den Stamm. Allmählich kommt bodenständigeres, altes Gut dazu und bildet den Kern. Nun lag wieder die Gefahr nahe, daß die Mädchen ganz in diesen Liedern aufgehen. Ebenso, daß im allgemeinen eine wertvolle und durch das Alterwerden der Leute notwendige Reihe von Liedern beim Gruppensingen ganz vernachlässigt wird. Solche, meine ich, die von „Kinglein und Rosen“ uns erzählen.

Und damit taucht gleich die Frage nach des Führers Aufgabe auf. Ein Ideal bleibt freilich die Forderung, daß jeder Führer Klampfe spielen kann, damit er den Gesang der Gruppen begleiten kann, daß er „der Zupfgeigenhansl“ seiner Gruppe ist. Aber das ist notwendig, daß er singen kann. Vielleicht nicht kunstvollendet — aber zum mindesten gern und mit Liebe und Verständnis. Er muß sich das gesunde Urteil und die unbewußte Natürlichkeit bewahrt haben, neben einem Teil von Wissen, um über die Güte eines Liedes entscheiden zu können. Er muß einen reichen Schatz von Liedern nicht nur kennen und in Lieberbüchern verschlossen haben, sondern in sich tragen und dann herausholen das eine und das andere, um über die Leib- und Magenlieder der Gruppe hinaus mehr zu geben. Und um das andere zu können: die Gruppe davor behüten, daß tatsächlich Falsches gesungen wird. Lieder, meine ich, die gar nicht mehr das aussprechen, was die Gruppe in ihrem Lied sagen will — oder es noch nicht können. Und beides ist gefährlich.

Wie um die Gemeinschaft in der Gruppe immer ein Ringen und Kämpfen und Erziehen ist, so wird darin eingeschlossen sein der Kampf um das rechte Lied in ihr und die Erziehung zum rechten Lied.

3.

Erziehung zum rechten Lied.

Wenn wir singen, dann dürfen wir ein teures Erbe gebrauchen. Ehrfurcht muß uns erfüllen vor denen, die es geschaffen haben und Dank für die, die es neu gefunden haben und es uns lehren. Wir dürfen es nicht versingen und vertun. Darum trennen wir uns von allem Schund und Schmutz der Warenhaus-, Salon- und Gassenmusik, weil wir Gutes von unseren Vätern anvertraut bekommen haben und berufen sind, es zu wahren und weiterzugeben. Weil es uns echt sein will mit vollkommener Haltung, müssen wir unsere Jugend dazu erziehen, aus vollkommener Echtheit, Reinheit und Wahrhaftigkeit heraus alles abzulehnen, was uns auch als „Vollmusik“ aufgedrängt wird. Um die Reinheit und Höheit des deutschen Liedes müssen wir uns entschieden dagegen wahren, daß Prof. Martini-München unter „Deutscher Musikpflege“ im Bühnenvolksbund schreiben kann: „Radio verbreitet unter anderem auch Musik. — Nur eine Forderung muß restlos erfüllt sein: die Ausführung

muß erstklassig sein. — Enthält die Ausführung einer Musik diese geforderte Qualität, dann ist sie in der Tat allgemein gültig. In der Musik setzen — qualitätsenthaltende Ausführung vorausgesetzt — selbst die Zeitepochen keine Grenze. Sei es ein Palästrinachor, sei es eine Bachsche Fuge, sei es eine Symphonie des Kokoto, sei es ein Quartett Beethovens, sei es eine moderne symphonische Dichtung oder sei es eine italienische Tenorarie, sei es ein Walzer oder ein mondäner Tanz, sei es ein Volkslied oder das Gassenhauer couplet eines Operettenschwanks — jedes davon wird in der seinem Geist vollendet entsprechenden Ausführung jedem etwas zu sagen haben. Die Qualität der Darbietung ist das A und O des Rundfunks. Hierauf hat sich die kulturell künstlerische, wie die technische Arbeit zu erstrecken.“ Wenn das wirklich „deutsche Musikpflege“ ist, dann ist es ein Vergehen an unserer Jugend, wenn wir mit ihnen, am Waldestrand sitzend, im Dämmererschein des Abends singen: „Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.“ Und statt uns über „Lied und Gruppe“ zu besinnen, müßten wir lieber einen Aufsatz über Radiobau und sämtliche Rundfunkprogramme Deutschlands in unseren Zeitschriften abdrucken.

Eine erste Frage ist dann die um das gedankenlose Singen — auch in Gruppen der Jugend. Gewiß; Singen wird schließlich auch manchmal dazu verwendet, die Zeit zu vertreiben — sei es beim stundenlangen Fahren im Zug oder wenn eine Landstraße halt gar kein Ende nehmen will. Man täusche sich aber nicht; das ist kein Singen mehr. Hier ist Singen herabgewürdigt zu einem Zweck — es muß die Langeweile vertreiben oder die Ausdauer stärken und ist sinnlos geworden. Bitte, singt dann da die Lieder, die sich dazu eignen und nicht die gleichen, die euch von einem Fest her lieb geworden sind oder gar Landesverbands- und Bundeslieder!

Und dann: man kann doch nicht bei jeder Gelegenheit die gleichen Lieder singen, weil wir sie gern haben. Eines läßt es mir immer stark empfinden: „Rein schöner Land“ ist uns aus dem Herzen gesprochen; aber doch kann dies eine ungeheure Phrase werden: „Daß wir uns hier in diesem Tal noch treffen so viel tausendmal“ — wenn wir es nach jedem Gruppenabend singen in irgendeinem Zimmer in der Stadt. Es kann aber Verpflichtung sein, wenn wir es nach einer feinen Weihnachtsfeier in der winterlichen Nacht beim Funkeln der Sterne und beim Glitzern des Schnees, fern der Stadt, im Kreise stehend singen — nein: beten (und dann: „so viel hundertmal“). Die 's Maul so voll nehmen, haben meistens 's Herz um so leerer. J. E.).

Zu all dem ist es aber notwendig, daß unsere Gruppen wieder viel mehr das Singen, das Lied pflegen. Ich meine nicht organisieren. Die Zahl der Chöre oder Versuche hierzu und die Zahl der Liederbücher allein tut es nicht. Im Gegenteil, sie sind oft nur der Ausdruck der Armseligkeit im Können. Wenn man merkt, es wird nicht mehr so gern gesungen, muß man sich fragen: „Woran liegt es“. Und sehr oft nur daran, daß der Nachwuchs der Gruppe sie nicht mehr kennt und weil sie ihnen fremd sind, sie auch nicht mehr singt. Das Lied ist ihnen nicht mehr Ausdruck der Gemeinschaft, weil dies ihnen niemand sagt oder sie fühlen läßt. Wir müssen ihnen selbstverständlich die Liederbücher in die Hand geben, wenn sie neu zu uns gekommen sind — dies wird gar oft vergessen. Und dann muß man ihnen die Freudeigkeit zum Singen wecken und erhalten, denn nur durchs Singen lernen sie die Lieder.

Die besonderen Aufgaben unserer Gruppen und ihre Zusammensetzung erfordert oft andere Wege als früher, wo der Festabend mit viel Gesang ausgefüllt war. Hier müssen wir uns überlegen, ob wir nicht auch wieder von Zeit zu Zeit richtige Singabende als Feierabende halten wollen, wo gar keine technischen Gruppenfragen besprochen werden dürfen. Und weiter ist es sicher notwendig, bei der Erziehung unserer Jungen für die Gruppe, ihnen Lieder aufzugeben. Es mag vielleicht nach Schule klingen. Leidet aber das Singen nur darunter, daß die Leute nicht mehr singen können, weil sie die Lieder nicht mehr können, dann darf solche Faulheit nicht die ganze Gruppe faul machen.

4.

Wir dürfen auch nicht die Wirkung vergessen, die von einem rechten Lied und vom rechten Singen durch das ganze Gruppenleben strahlt. Es geht eine ungeheure Kraft aus. Die alten Wandervogelgruppen haben es erlebt oder einzelne Menschen durften es spüren, was es war, wenn man am Waldestrand am schweigenden Abend gesungen hat. Wir dürfen das unserer Jugend nicht verlorengehen lassen. Es war nicht nur schön, den Abend und die Nacht zu grüßen mit „Meerstern, ich dich grüße“ und zu bitten: „Gib ein reines Leben“ — es machte auch stark. Ist es aber zuviel gesagt: Unsere Jugend kann es fast nicht mehr? Liebes- und Minnelieder sind nicht bloß dazu da, im Zug die Zeit zu vertreiben. Der einzelne Mensch muß sie zu Zeiten singen und auch eine Gruppe als Gemeinschaft solcher Menschen. Sie sollen gesungen werden als Lieder, die Kraft geben den jungen Menschen in seinem Ringen, die eine Seele bewahren vor dem Schmutz und der Unreinheit der Modelieder. Einen großen Teil Schuld trifft hier die Schule, da sie bewußt bis in die Oberklassen der Mittelschulen der Jugend das Gebiet verschließt, wo das Volkslied seine tiefsten Wurzeln hat: Das Lied von der Liebe. Nehmen wir die Jugend da in Schule. Und gibt es eine bessere als zu singen: „Es wollt ein Mägdlein tanzen geh'n“ mit der feinen, tiefen und schlichten Lehre: Die Hasel grünt wieder; aber „verliert ein Mägdlein seinen Kranz, den find't sie nimmer wieder“. Oder miteinander einen Gang durch die Felder und Wiesen am Abend tun und es hören, wie der Knabe sagt: „Und bist du auch arm, so nehm' ich dich doch, du hast ja die Ehr' und die Treue noch“. Und das Mädchen kann antworten: „Die Ehr' und die Treue mir keiner nahm, ich bin wie ich von der Mutter kam“. Dann können auch später Bub' und Mädchen einander versprechen bei einem Abschied: „Halt du dein Treu so stet als ich, und wie du willst, so find'st du mich. Halt dich in Hut, das bitt' ich dich. Segn' dich Gott! Ich fahr dahin.“ So gibt das Lied der Gruppe Kraft um Kraft. Nehmen wir sie dankbar?

Es tut manchmal wahrhaft not. Bei unserer Großstadtjugend vielleicht mehr als bei mancher vom Lande. Es kann eben nicht nur der Teufel tausend Künste, sondern wir Menschen zehntausend, und Jugend glaubt oft hunderttausend zu können. Und es wird ihr dann möglich, das zu tun, was sogar von V.D.J.-Jugend berichtet werden kann: Eine Anzahl Leute aus einer Gruppe brachte es fertig in einem Tanzkurs, an dem sie teilnahmen, am Freitagabend einen Shimmy zu üben nach dem Gassenbauer „Wo hast du denn die schönen blauen Augen her“ und am Sonnabendabend am Sonnwendfeuer zu singen: „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu“ und weiter: „Herr Gott, den Führer sende, der unsern Kummer wende“. Ist so etwas nicht Lug und Trug? Ist solche Bitte nicht vergebens?

Wenn Jugend — deutsche Jugend — schon beides in sich tragen kann, dann ist sie irgendwie in sich zerbrochen und ihr etwas geraubt und geknickt. Können sie dann noch im deutschen Lied, im Lied, das ihre Gruppe singt, deutsches Gut, deutschen Glauben, deutsche Kraft, deutsches Gemüt, deutsche Innigkeit und deutsche Liebe spüren, wenn der Gisthauch fremden Gemächtes ruhig ihre Seele umnebeln darf? Können sie noch verstehen, was darin liegt, wenn wir beten und lobsingend:

„Du, meine Seele, singe wohlauf und singe schön
dem, welchem alle Dinge zu Dienst und Willen steh'n.
Ich will den Herren droben hier preisen auf der Erd',
ich will ihn herzlich loben, solange ich leben werd'.“

Tonika=Do und ihre Anwendung in unsern Bünden.

Es ist nicht nur wichtig, was man singt, sondern auch wie man singt, nicht nur wie man singt, sondern auch wie man Weisen erlernt. Wie geschieht das bei uns? Wohl in der herkömmlichen Weise, wie es in den meisten Chören und Schulen noch geschieht. Die Weise wird vorgespielt oder vor- und mitgesungen, und damit und daneben lernt man die Weise auswendig. Auch musikalischen Menschen kann das Notenbild selten mehr sein als allgemeiner Anhaltspunkt. Notenlesen, Notenspielen, Notensingen sind dreierlei Dinge. Manch einer, der gut Klavier oder Geige spielt, kann oft die einfachste Weise nicht sicher vom Blatt singen. Da liegt irgendwo ein Fehler.

Es ist dem Geschäft des Lehrens unwürdig, daß im Singen mancher Lehrer als alter Papagei vor den jungen steht, an ihren „Nachahmungstrieb“, Gehörtes wiederzugeben, sich wendet, und ihnen die Weise vorspielt oder vorsingt, bis sie die Kinder nachsingen können. Es ist nicht zu verstehen, warum nicht auch im Singen der Grundsatz des Erarbeitens sich durchgesetzt hat. Denn wenn ein jedes Kulturgut seinen Bildungswert in sich trägt und der sich nur dem erschließt, der sich dies Gut erarbeitet, so gilt das ganz besonders von der Melodie. Denn auch die Melodie ist ein Kulturgut mit Bildungswert, oft mehr als die Worte des Liedes. Deren Sinn aber brachte man dem Kinde bis ins kleinste bei. Die Melodie fügte man hinzu, damit man die Worte singen konnte. Von dem inneren Wert und Gehalt einer Weise wußte man nichts; daß eine einstimmige Weise Musik sein kann, glaubte man nicht.

Auch wir in den Bünden müssen streben, aus dem mechanischen Erlernen herauszukommen und unsere Singer dahin führen, daß sie eine Weise sich singend erarbeiten können, weil sie dadurch vielmehr eindringen können in das Leben der Melodie, sie richtig begreifen und dann auch singen können. Es gilt den Schwerpunkt vom Notenlesen aufs Notensingen zu verlegen. Da kann uns die Tonika=Do-Methode helfen.

Alles Singen nach Noten ist weniger ein Wissen der absoluten Tonhöhe, sondern ein Austunnen im Tonraum, ist nicht das Wissen der absoluten Höhe des einzelnen Tones, sondern die Kenntnis der Tonverhältnisse, das Wissen vom Abstand der Töne untereinander und ihrer Lage innerhalb der Tonleiter. Das ist der klare und richtige Grundgedanke der Methode, den wir uns aneignen. Nicht Töne, sondern Tonverhältnisse, Intervalle muß man kennen,

dann kann man nach Noten singen. Aber wir kennen keine Intervalle. Soll jemand eine Quinte singen, so bringt er es meist nur fertig, indem er denkt: Wie schön (leuchtet der Morgenstern), eine Terze: Nun a(de du mein lieb Heimatland), eine Quarte: Ich hatt' (einen Kameraden), eine Sexte: Ich hab' (mich ergeben). Aber mit solchen Stügen kann man sich eine Weise nicht ersingen. Die Tonverhältnisse müssen in Fleisch und Blut übergehen. So ist die Tonika-Do zunächst die Lehre von den Intervallen. Sie kennt keine absoluten Tonbezeichnungen c d e f, sie hat nur Namen für die Tonverhältnisse: so ist immer der 8. Ton in der Leiter, also die Quinte; mi ist immer der 3. in der Leiter, also Terz; la ist Sexte (6); ti ist Septime (7), fa ist Quarte (4), re ist Sekunde (2). Der große Vorteil dieser Benennung besteht darin, daß sie ohne weiteres für alle Tonarten gelten; denn jeder Ton kann der Grundton (do) sein, und damit jeder andere Ton re oder mi oder fa, so, la oder si.

Die Methode geht nun einen bedeutsamen Schritt weiter und entwickelt den Charakter der verschiedenen Stufen. Wie singen den Dreiklang: do mi so (1—3—5, in C-Dur c e g). Die Töne sind nicht gleichartig. Der Unterschied ist aber nicht begründet in der verschieden absoluten Tonhöhe, sondern in der Lage innerhalb der Tonleiter. Im do spüren wir das Bewußtsein des Fundaments, der gesammelten Kraft, es ist fest und bestimmt. Dementsprechend wird das do dargestellt durch die geschlossene Faust. Das so aber ist anders. Dominante heißt die Quinte auch, d. h. die Herrschende, weil sie, so wurden wir gelehrt, am meisten vorkommt. Sie verdient aber diesen Namen ihres Charakters wegen. Hell und klar, trompetenartig, triumphierend, stolz und lebhaft, zwar auch nicht zur Bewegung treibend, sondern feststehend, aber doch gegensätzlich zum do. Darstellung: aufgerichtete Hand mit aufgerichtetem Daumen, hart hauend. Wie ganz anders aber klingt mi: schwebend, milde, weich, verhalten wartend, in ihm klingt schon eine Ahnung vom nahen do mit. Darstellung: flache Hand.

Name, Handbewegung, Toninhalt und Charakter fließen in eins zusammen und geben die Vorstellung des Tones. Die Handbewegung verlangt ganz sicher ihren Ton. Diese Intervalle werden nun in Übungen, die ganz merklich würdig fröhlich und mitreißend sind, vertraut gemacht. Dann folgen fa und la, re und si. Wie klingt la, die Sexte? Traurig klagend, mit Anstrengung nur seine Tonhöhe erreichend, nach unten, dem so, strebend. Darstellung: schlaff nach unten hängende Hand mit lockeren Fingern, einer Trauerweide ähnlich. Auf die anderen Stufen, sowie auf Halbtöne und Modulationen kann hier nicht eingegangen werden; wir müssen uns mit Andeutungen begnügen und verweisen auf das unten verzeichnete Werkchen, das anzuschaffen diese Zeilen anregen wollen. So werden alle Stufen vertraut gemacht, und die Tonleiter ist nicht mehr eine mechanische Aneinanderreihung von Tönen, sie ist voll Leben und voller melodischer Spannungen. Es ist nun glaubhaft, daß einer die Töne anders und „richtiger“ singen kann, der von ihrem Wesen weiß.

Die Methode schreitet hier weiter. Sie schafft sich ihre eigene Schrift mit den Anfangsbuchstaben der Tonstufennamen, prägt sich ihre eigene Taktbezeichnung und benutzt unsere Notenschrift gar nicht, sondern überträgt sie in die Tonika-Do-Schrift. Diese Schritte können wir nicht mildern, weil wir solche Notenschriften nicht haben.

Aber Tonverhältnisse, Toncharakter und Darstellung mit der Hand, das müssen wir uns aneignen. Am dienlichsten werden uns diese Erkenntnisse,

wenn sie sich mit der Totenkenntnis verbinden können. Aber auch ohne diese kann sie ganz fruchtbar gemacht werden. Es wird dann ungefähr so, wie in der Schule bei meinen 11jährigen. Ich schreibe ihnen die Weise mit den entsprechenden „Tonbildern“ in die Luft vor, sie singen sie sicher und verfolgen dabei das Notenbild an der Tafel. So sind die Kinder ganz aktiv und haben Einblick in den Bau der Melodie und in jeden einzelnen ihrer Tonschritte. So erschließt sich ihnen die Weise mit ihrem Leben, indem sie sie erarbeiten. So kann uns bei freier Benützung die Tonika-Do viel helfen bei der musikalischen Erziehung. Sie hilft aufräumen mit dem „der Spur nachsingen“ und vertieft das musikalische Verständnis und erschließt uns musikalisches Leben.

Das möge genügen, um nachdrücklich auf das kleine Werkchen hinzuweisen, das schon im Neblungsbund 1924 besprochen ist: Leitfaden der Tonika-Do-Methode für den Schulgebrauch, bearbeitet von Agnes Hundoegger, 30 S. 1 Mark. Hannover, Wiesenstraße 4. Jörg Erb.

Zeitschriften zur musikalischen Weiterbildung.

Wenn wir dies Heft der Musik widmen, so sind wir keineswegs in dem Irrtum befangen, wir hätten damit dem musikalischen Leben wesentlich geholfen und es gefördert. Wir können damit nicht viel mehr sagen als: Seht, das ist uns wichtig, so entspringt es unserer Haltung, so wollen wir singen, so wollen wir das Singen aufgefaßt haben, das meinen wir, wenn wir von Musik reden. Arbeiter unentwegt weiter. Wir müssen in einem solchen Heft notwendig auf die Zeitschriften hinweisen, die sich diese besondere Aufgabe gestellt haben und ihr allein, aber aus einer ganz bestimmten inneren Haltung heraus, dienen. Fachzeitschriften, und doch keine, denn sie reiten nicht blindlings ihr Sach als Straßenpferd durchs Leben, sondern sie treiben ihr „Sach“ aus klarer innerer Einstellung, aus ihrer Lebenshaltung und Seelenhaltung heraus, als ein Teil ihres Lebens. Es ist eine dringende Notwendigkeit, daß in unseren Bünden an Hand dieser Blätter gearbeitet wird. Denn die fürchterliche musikalische Unbildung trifft auch unseren Bund, und wir wollen uns der ersten Weiterarbeit nicht schämen. Das wäre wahrlich nicht wahrhaftig. Wir müssen ganz bewußt hier arbeiten, und wie wir einst Wort und Weise der Volkslieder auswendig gelernt haben, so gilt es heute mit dem gleichen Fleiß in das Wesen der Musik einzudringen, um den blutigen Dilettantismus abzubringen, der uns seit jenen bewegten Tagen immer noch anhängt.

Zwei Zeitschriften kommen für uns in Frage, zwischen denen eigentlich nicht zu wählen ist, sondern die alle beide nebeneinander nötig sind, weil sie sich in gewissem Sinn ergänzen.

Die Musikantengilde

Blätter der Erneuerung aus dem Geist der Jugend, herausgegeben von Fritz Jöde; jährlich 3 Hefte mit je 32 Textseiten und einer Notenbeilage mit je 12 Seiten. Bezugspreis für das Heft 1,50 Mk. in Georg Kallmeyers Verlag (früher Julius Zwißler), Wolfenbüttel.

Die Singgemeinde

herausgegeben im Bärenreiter-Verlag, Augsburg-Münch., Schriftleitung Dr. Espinger, Prag; jährlich 3 Hefte mit 24 Seiten und jährlich 4 Notenbeilagen aus der Reihe: Musikalisches Hausgärtlein. Einzelheft 48 Pfg., Musikbeilage 60 Pfg.

Die Jugend, die den Zwiespruch mit ihren Gedanken füllt, hat es nicht verstanden wollen, daß die beiden großen Führer zur Musik, Fritz Jöde und Walther Henzel, nicht „gemeinsame Sache“ machten. Sie hat nach Erklärungen und Gründen gesucht und war ehrfurchtlos genug, darüber schreibend zu streiten und „ihren“ Jöde gegen „ihren“ Henzel und umgekehrt zu verteidigen und herauszuheben und zu beschuldigen. Denn es war eine umlaufende Frage: Bist du für Henzel oder bist du für Jöde? Diese Frage ist sich selbst das schärfste Urteil. Sie verkennt nun auch allmählich. Wohlwund empfanden wir, daß die beiden, denen wir Dank wissen, in dieser Sache vornehm schwiegen, auch wenn sie danach gefragt wurden (wie ich das wenigstens

bei einer Jödewoche miterlebt habe). Wohlthuend ist die Feststellung, daß die Verlage ihre Anzeigen tauschen, störend empfinden wie bisweilen den scharfen Ton in den Besprechungen in der Singgemeinde, die bisweilen nur „Sachlichkeit“ kennen und Liebe vermissen lassen.

Die Musikantengilde ist streng pädagogisch gerichtet. Sie setzt viel voraus, gibt aber auch viel. Sie arbeitet sehr viel an Notenbeispielen und setzt darum Notenkenntnis und Notensingen so selbstverständlich voraus, wie das Lesen der Druckschrift. Durch Besprechungen alter und neuer Weisen und Sätze erschließt sie uns das Leben der Musik, wie es sonst nirgends geschieht. Es ist kein Herpflücken nach der Art der alten Analysen. Es ist ein Nachspüren nach dem Leben und ein Erkennen und ein Schweigen vor dem Wunder der Melodie. Es seien hier einige Themen nebeneinandergestellt: Das Geheimnis der Form; Mozart und die Sonatenform; das Wunder der Melodie in uns; Vom Werden der Melodie; Von der Notenübung zur Melodie; Ueber Leitung und Vortrag der alten Musik ohne Taktstich. Damit ist diese pädagogische Seite angedeutet. Trotz der hohen Anforderungen, die gestellt werden, ist der Zugang und Anschluß keineswegs verschlossen oder zu sehr erschwert. Er ist gesichert durch die Beiblätter: „Musik am Anfang“ und „Musik in der Schule“. Für dieses Beiblatt ist der Lehrer besonders dankbar, weil es ihm wertvolle Hilfe bietet in seiner Arbeit; denn die Berichte entstehen nicht am grünen Tisch, sondern in Jödes eigener Schulwerkstatt. So bietet die Musikantengilde mit ihren Beiblättern eine Fülle von Arbeitsstoff, und sie will gar nicht leichter oder genießbarer sein: Wer sie nicht durcharbeiten singend, spielend, ühend, der hat nicht sehr viel von ihr. Sie kann keine Jaungäste brauchen. Daneben kommt aber auch eine andere Seite zur Geltung: Musik — Volk — Jugend; Anton Bruchner; Beethoven als der Schlüsselstein der absoluten Musik; Der heilige Tanz; Des Kirchenliedes Sendung. Ein Wegweiser durch die Hausmusik ist sehr wertvoll. Der Anfangsunterricht am Instrument wird in den Arbeitsbereich hereingezogen und „Die erste Klavierstunde“ ist nicht nur für stundengebende Lehrer wichtig, sondern auch für alle die Eltern, die ihre Kinder in die Klavierstunde schicken, wo ihnen nicht selten alle Freude an der Musik planmäßig genommen wird und der Gewinn ein Stückchen mangelhafte Technik ist. Aus den Gilden und von Musikfahrten erzählen kurze Berichte, eine Umschau scheidet Musik von Scheinmusik. Die Zeitschrift ist der Magnet, von dem die Gilden Kraft und Richtung zum Ziele nehmen. Sie ist eine Führung, aber im besten und wachsten Sinn, eine Führung, der wir uns anvertrauen sollten. Eine rechte Führung aber fordert Kraft ihres Wesens Gefolgschaft. Das aber heißt hier Arbeit. Wer sie nicht scheut, der ist hier auf gutem Wege.

Die Singgemeinde ist jünger und befindet sich noch im Ausbau. Sie ist das Blatt der Kreise um Walther Henkel, die zum „Jinkensteiner Bund“ zusammengeschlossen sind. Sie ist nicht in demselben Maße wie die Musikantengilde das Herz der Bewegung. Das sind vielmehr die Singwochen, die hier von scharf geprägtem Wesen sind. Die Singgemeinde ist weniger pädagogisch eingestellt, sie wendet sich an weitere Kreise, sie will zum Volk sprechen und redet darum seine Sprache. Sie will viel Volk versammeln zur guten Musik. Das kann sie nicht, indem sie einen Satz bespricht und das musikalische Leben aufzeigt, das erreicht sie, indem sie mit dem Geist der Bewegung vertraut und die Menschen zum Singen willig und bereit macht. Das sagen einige nebeneinandergestellte Ueberschriften: Gegen die moderne Orgel; Für und wider den Rundfunk; Singen und Körperbildung; Hans Leo Hasler und die musikalische Erneuerung; Das Loebbeimer Liederbuch; Der Leierkasten und die musikalische Kultur; Vom Erleben des Gesanges. Breiter Raum ist hier den Berichten gegeben von den Singwochen. Da spürt man das Leben. Dienst am Volke wollen sie sein. Wie in der Musikantengilde, so ist auch hier eine vorzügliche Buchbesprechung, der man vertrauen kann.

So trägt jede der Zeitschriften ihr besonderes Gesicht, das geprägt ist durch die besondere Aufgabe, der sie dienen wollen. Und so ist's verständlich, daß eigentlich keine durch die andere ersetzt, aber eine jede durch die andere eine Ergänzung findet. Und die Unterscheidung, die hier zutage tritt, darf wohl auch in bedingtem Sinne von der ganzen Arbeit der beiden Zentren gelten. Die Gilden sind mehr eine Auslese und die Musikantengilde schult und führt sie zur Arbeit der musikalischen Erziehung in Gilden, Schule, Musikstunde. Der Jinkensteiner Bund geht mehr ins Volk und will bewußt in dieser Richtung gehen. Er entspringt auch ganz aus dem Volltatum der jüdischen Grenzdeutschen. Beide Bewegungen sind dem Geiste der Jugendbewegung ent-

stammt. Der Sinkensteiner Bund scheint stärker den Willen zur Lebenserneuerung aus dem Geiste der Bewegung zu wahren und den Willen zu einer einheitlichen Lebenshaltung zu wecken und zu pflegen, während man es bei den Bilden bisweilen mit einem leisen Angstgefühl vor musikalischer Sachlichkeit in den Hintergrund geraten sieht.

Das sei genug zur Kennzeichnung. Die Zeitschriften sollten keineswegs gegeneinander abgewogen sein. Auch will ich nicht nach beiden Seiten hinten. Wenn aber jene törichte Frage an uns gerichtet wird, so antworten wir aus guter Kenntnis der Dinge: Für beide, für Hensel und Jode, für Jode und Hensel, wie du willst. Und für keinen von beiden, sondern für die gemeinsame Sache, der sie dienen. So laßt euch nun auch von ihnen helfen, es ist nötig. Jörg Erh.

Aussprach:

Vollkied und Vollgesang.

(Zugleich eine Buchbesprechung.)

J. W. Brunier: Das deutsche Vollkied. Sechste Auflage. Natur und Geist. Teubner, Leipzig. 124 Seiten, 1.80 Mk.

Was Vollkied sei und welches die Kennzeichen des Vollkiedes sind, darüber sind sich nur wenig Menschen im klaren. Die meisten tragen einen dunklen mythischen und feierlich schimmernden Begriff in sich herum ohne nähere und genauere Vorstellung. Darum greifen sie auch oft fehl in der Liederauswahl. Aber man kann bei diesem Gishäße den Begriff überhaupt nicht gebrauchen, sondern muß instinkt- und gefühlsmäßig entscheiden. Denn der Begriff ist bis heute selbst unklar und keineswegs feststehend.

Das vorstehende Büchlein gibt einen wesentlichen Beitrag zur Klärung. Es unterscheidet zunächst zwischen Vollgesang und Vollkied. Vollgesang kann nur in den Kreisen leben, die dem Volkstume treu geblieben sind, die also durch ein einheitliches, einfaches und ursprüngliches, der angeborenen Volkstart gemäßes Empfinden und Denken sich von den übrigen abheben. Denn nur diese Kreise sichern dem Vollgesang seine Wesenszüge. Vollgesang ist also derjenige Gesang der in volkstümlichen Anschauungen lebenden Kreisen, der in einer von der Sitte zusammengeführten Chorarten (Spinnstube, Kameradschaften, Militär) frei, d. h. ohne Negelung des Taktrhodes erklingt oder in den erhaltenen Chorarten, dann immer aus dem Gedächtnis, erklingt. Nur wo feste Sitte dieses gemeinsame Singen aus dem Gedächtnis erhalten hat, lebt der Vollgesang noch, und wo er wieder aufklingen soll, da muß vor allem das gemeinsame, freie, gedächtnismäßige Singen gepflegt werden.

Vom Vollgesang muß man das Vollkied begrifflich unterscheiden. Das Vollkied entstammt immer dem Vollgesang, erklingt zwar auch im Munde des Einzelnen und solcher, die den Vollgesang als Sitte nicht mehr üben; es bleibt dann zwar Vollkied, aber sein Vortrag ist nicht mehr Vollgesang.

Wie begreifen: Unsere Lieder sind noch nicht wieder Vollgesang geworden; sie müssen es aber werden. Es sind darum an uns selbst zunächst zwei Forderungen gestellt: Aus dem Gedächtnis frei singen, in Gemeinschaft singen, Verbindung suchen mit Volk und Sitte. Hier liegt die Begründung für die Forderung des Auswendig-singens und die Ursache, daß wir keine rechte Einstellung haben zum Einzelgesang beim Singkreis. Chorgesang ist das Ziel, Vollgesang wieder zu erwecken unsere Aufgabe. Wo unsere Bünde frei und auswendig und in der Sitte singen, da ist doch schon ein Stück Vollgesang. Und hier wird die Bedeutung und Verantwortung unseres Singens verantwortungsschwer klar.

„Das einzige sichere Kennzeichen eines Vollkiedes ist, daß es im Vollgesang erklingt oder erklingt.“ Jedes Lied mußte die scharfe Prüfung durch den Chor bestehen, ehe es zum Vollkied ward. „Jedes Lied ist Vollkied, von dem nachgewiesen werden kann, daß es vom Volksthor angenommen wurde, gleichviel, welchen Inhalts und Ursprungs es sein, welchen Volksthor sein Verfasser angehört mag; umgekehrt ist kein Lied Vollkied, das erweislich nicht im Vollgesange lebt, mag es auch in Ton, Kunstmaß, Empfindung und Inhalt sich noch so sehr dem angleichen, was man sonst für die Eigentümlichkeiten des Vollkiedes zu halten geneigt wäre. Gänzlich verfehlt ist es, die Antwort auf die Frage, ob ein Lied Vollkied sei oder nicht, von der Erkundigung nach dem Verfasser oder der Herkunft des Liedes abhängig zu machen.“

Das scheint klar zu sein und erledigt die Herdersche Begriffsfestimmung, die das Volksganze als das Dichtende ansieht, nach der Volkslieder namenlos sein müssen, mündlich von Geschlecht zu Geschlecht sich in den unteren Schichten des Volkes weiterpflanzend. Das erledigt den Begriff der Romantiker, wie er in Storms „Immensee“ zum Ausdruck kommt, wo Reinhard auf Elisabeths Frage: „Wer hat aber doch diese schönen Lieder gemacht?“ antwortet: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten.“

Doch der springende Punkt liegt bei der Vorbestimmung des „Volksgesanges“ und des „Volkschores“. Ist er im Wandel der Zeiten immer im Volkstum verwurzelt gewesen, ist er es heute noch? Kann man ihn als den immer gültigen Wertmesser der Lieder anerkennen, als die absolut gültige Prüfungsstelle? Hat er allezeit ein einfaches, einheitliches und ursprüngliches Empfinden und Denken gezeigt? Was ist doch nicht alles im Volk gesungen worden aus diesen oder jenen äußeren Anlässen? Wie vieles ist Mode gewesen? Wie vieles wurde so im Volk aufgenommen, wie der Schlager vom Operettenpublikum? Verschwindet da nicht jedes Wertmaß? Wo bleibt da das objektive Urteil, der sichere Geschmack des im Volkstum verwurzelten Volksgesangs? Das übersieht der Verfasser vollständig, denn sein Begriff würde sonst auch wankend werden. Er nennt in einem Atemzug als Volkslieder: Es ist ein Schnitter; Wenn mein Stündlein fürbanded ist; Harte meine Seele; So nimm denn meine Hände; Laßt mich gehn; Wo findet die Seele; und verbindet weiter: „So sang man schon im 18. Jahrhundert: Ich wollt, daß ich dabei wäre und aller Welten Trost entbehre“. Wenn der Verfasser weiter bei einer Zusammenstellung unter andern die Lieder: „Stürmisch die Nacht und die See geht hoch“ und: „Machen wir's den Schwalben nach“ zu den wichtigsten Neuerwerbungen des Volksliedes zählt und wenn er unmittelbar darauf sein Buch in der Hoffnung auslingen läßt, daß das deutsche Volkslied seiner Zukunft entgegengeht und „jauchzend aus Nacht und Dämmerung hereinfliegt in ein Meer von Licht“, so können wir nicht mitsiegen. Denn wir sehen die Dinge anders. In dieser Linie weitergegangen, muß der Verfasser bei der nächsten Auflage auch: „Ausgerechnet Bananen“ und andere Dinger zu den Volksliedern zählen. Das will uns aber nicht als ein Flug in ein Meer von Licht scheinen, sondern ein Fallen in Sumpf und Schmutz und Todestrantheit.

Hiermit soll der Wert des Büchleins nicht verleugnet werden. Es ist lehrreich. Daß aber „Ich bete an“ mit Beethovens Vertonung im Japfenreich stehe, also Beethoven mit Beethoven verwechselt wird, sollte nicht vorkommen. Aber mit der Frage, was denn nun Volkslied sei, sind wir noch nicht im reinen, es sei denn, daß wir das alte, deutsche Volkslied, das uns gesund, keusch wie frischer Morgenwind anweht, zum Maßstab nehmen und damit alles andere messen. Und dann kann nur wenig vom heutigen bestehen. Aber Volkslied ist dann etwas, was nicht mit der Mode wechselt, sondern der Spiegel der wahren, gesunden deutschen Seele, ist ein Schatz, auf den wir stolz sein dürfen, der allein den wundervollen Namen verdient, im Wandel der Zeit und des Geschmacks seinen Wert behält und würdig ist, von Geschlecht zu Geschlecht weitergereicht zu werden.

Nachwort: Sehr lehrreich und klärend ist im neuesten (5.) Heft der „Sängergemeinde“ Hensels Aufsatz: „Volksliedertypen“ und ebendort eine Kritik des Liederbuches: „Auf froher Wanderschaft“ (Zweigausschuß Südbayern d. d. Jugendberbergen), die mit jedem einzelnen Lied ins Gericht geht und ein Maßstab ist für rechte Beurteilung. Das zu lesen ist wahre Freude, gesunde Operation. Lebt das nach. Jörg Erb.

Buch und Bild.

Der singende Quell, Lieder für Sabet und Herberge in einfachem Satz von Walthar Hensel, mit Buchschmuck von Paul Sinzig, 1.—88. Tausend, 1.80 Mk., Bärenreiter-Verlag Augsburg.

Gegen 60 Lieder in einstimmig und in zweistimmigem gutem Satz wie ihn unsere Bünde bewältigen können, ein Liederbuch,

wie es unsere Bünde, die erst auf dem Wege zum mehrstimmigen Gesang sind, wohl brauchen können. Uns freut vor allem eine ganze Anzahl neuer Lieder. Stärker als das alte ist das neuere Volkslied berücksichtigt in guter Auswahl. Aber wenn's schon für Sabet und Herberge sein soll, so fehlt uns doch manches liebe Lied,

und das macht, daß uns das Büchlein nicht so ganz befriedigt. Doch was es bringt, ist erlesenes Gut, billig und nah beisammen; da sollen die Bünde zugreifen. Siehe auch: Vom Singen und Spielen Seite 237. J. E.

Hermann Poppen: Aus der Stadt der goldenen Gassen, Liederbuch für drei Mädchenstimmen, 120 (viele geistliche) Lieder 5.25 Mk., bei Hochstein, Heidelberg. Sehr gut. Besprechung vorbehalten. J. E.

Der Kanon, ein Singebuch für alle, herausgegeben von Fritz Jöde. 1. Teil: Von den Anfängen bis zu Bach. 120 S. Mk. 4.—, bei Kallmeyer, Wolfenbüttel. Eine Sammlung von 120 Kanons und der erste Band eines dreibändigen Werkes. Kanons zu singen mit 2—8 Stimmen. Der Kanon ist weder die Artifizier der musika-

lischen Konstruktion, noch lediglich eine musikalische Spielerei. Wir müssen darin die Musik erkennen, und das wird der Fall sein, wenn wir hier zu singen anfangen. Das Gesetz, der enge Rahmen des Kanons (man versteht unter Kanon einen mehrstimmigen Musiksatz, bei dem jede Stimme dieselbe Melodie singt, aber nicht gleichzeitig, sondern in einem bestimmten Zeitabstand. Die Stimmen setzen nacheinander ein und behalten den Abstand bis zum Schluß) tötet keineswegs die Musik. Aber es will bisweilen erscheinen, als ob unter dem Druck der strengen Form die Musik zu Edelstein gepreßt würde. Wirklich, hier ist Musik. Alle Singgruppen seien auf das Werk aufmerksam gemacht, und alle Bünde, die zum polyphonen Singen gelangen wollen. Denn dazu gibt es keine bessere Vorschulung als den Kanon.

Preiserhöhung und Ausbau unseres Blattes.

Als sich „Unser Bund“ in seiner jetzigen Gestalt aus der verkündenden Infektion erhob, da war sein Preis von 30 Pfg. im Monat eigentlich für einen regelmäßigen Umfang von 10—20 Seiten berechnet. Die langsam wachsende Auflage ermöglichte es, den Umfang zu erweitern, so daß wir in letzter Zeit immer 24 und 32 Seiten bringen und den Preis beibehalten konnten. Das ging so lange, als Schriftleitung und Mitarbeiter keinerlei Entschädigung erhielten für ihre Arbeiten. Das aber ist ein auf die Dauer unmöglicher Zustand für eine Zeitschrift, die wachsen und ihre Bedeutung nicht einbüßen will. Der Bund schloß zu. Aber das kann er sich bei seiner Finanzlage weiterhin nicht leisten.

Dazu soll unser Blatt weiter ausgebaut werden. Ab 1. Januar 1926 wird die Bundesleitung als solche regelmäßig mitarbeiten. Ihr steht ein Raum von 8—10 Seiten in jedem Heft zur Verfügung. Der Gedankenaustausch, der zwischen den Landesverbänden und der Bundesleitung gepflogen und die Erkenntnisse und Erfahrungen, die dort gesammelt wurden, sollen hier dem Bund und insbesondere den Leitern der Bünde nutzbar gemacht werden. Von einem besonderen Mitarbeiterkreis bearbeitet und erweitert durch eine eingehende Zeitschriftenprüfung sollen hier dem Bund diese praktischen Handreichungen dargeboten werden. Das bedeutet eine notwendige und wertvolle Ergänzung des Blattes.

Ab 1. Oktober d. J. kostet „Unser Bund“ monatlich 40 Pfg., vierteljährlich 1.20 Mk.

Wir hoffen zuversichtlich, daß bei dieser Bereicherung der Zeitschrift uns niemand um der 10 Pfg. im Monat, der 30 Pfg. im Vierteljahr wegen abspringt; wir hoffen, daß sich „Unser Bund“ immer mehr Freunde gewinnt, vor allem auch innerhalb unseres Bundes. Denn das sei noch vermerkt, daß sein Wert außerhalb des Bundes besser erkannt wird als von einem großen Teil der Bundesleute.

Schriftleitung und Verlag.

Die Gede.

Der Druckhof von Johann Sebastian Bachs Widels ist herzlich Georg Kallmeyers Verlag verdankt. Dieser Bundesanleger waren mit Vordrängen festgelegt, Berichte von dort folgen. Das nächste Heft befreit die Scheller, denn in die Perleinschätzung! Kostet dies Heft zu auch eben von der Wälf. Verändert auch nicht an der Arbeit der Brüder. In dem Heft umfassen ganz sein liegt. Der Jähren hoffen wir eine nachfolgend im Sammelheft über Wiegenslieb. Dort ist dann auch schon schönere Zeit dazu. Seid herzlich begrüßt von der Schriftleitung!

Zur freundlichen Beachtung!

Der Bezugspreis beträgt **ab 1. Oktober** nicht wie auf Seite 248 veröffentlicht 40 Pfg. bzw. 1.20 Mk., sondern

monatlich 50 Pfg., vierteljährlich 1.50 RM.

Von den Lesern, die direkt bei der Post bestellt haben, hat die Post nur 1.20 RM. bzw. 40 Pfg. kassiert. Diese Leser werden gebeten die Differenz von 30 Pfg. pro Exemplar für die Monate Oktober—Dezember in Briefmarken an die Thüringer Verlagsanstalt und Druckerei G. m. b. H. in Jena einzusenden.

Schreibleitung und Verlag „Unser Bund“.

Unser Bund

**Bezugspreis vom 1. Oktober ab monatl. 50 Pf.,
vierteljährlich 1.50 Mk.**

7.3.12. Vorgehensweise des BVA: Erfahrungsbericht am September 8. J.

Gustav Schroer: „Aus des Lebens buntem Kranze“

26 Kleine Geschichten, gebunden Preis 2.75 int.

im Oktober d. J.

Dr. Wilhelm Stöcklin: „Schicksal und Sinn der heutigen Jugend“. kart. Preis etwa 2.75 M.

Um den wünschenwerten und notwendigen Absatz beider Bücher sicher zu stellen, werden die Preise außerordentlich niedrig gestellt, so daß wir für diese Werke nicht, wie bei den bisher in unserem Verlage erschienenen Schriften, die Bundesvorzugspreise für unsere Mitglieder um 20%, sondern nur um 10% niedriger stellen können. Die Bücher sind zu beziehen durch die „Treue“-Buchhandlung, Wöllflingerode bei Sollstedt.

Die Bundeskanzler:

Geldbeträge für sämtliche **Welterburg-Bankheine** sind nicht an die Geschäftsstelle in Solstedt, sondern direkt auf das Postfachkonto Frankfurt a. Main 30840, **Bund Deutscher Jugendvereine e. V., Welterburg (Welterwald)** zu überweisen.

Die Bundeszentrale

Jugendwoche zur Einführung in die Volksbildungsarbeit.

An vielen Orten Deutschlands haben sich in den letzten Jahren die Beziehungen zwischen Jugend und Volksbildung immer enger gestaltet. Die Spiels- und Jugendgruppen in den Volkshochschulen, die Freizeiten, Ferienwochen, Arbeitstagen der Jugendbünde tragen den Gedanken der Jugendbewegung in die Volksbildungsarbeit und den Gedanken der Volkshochschule in die Jugendbewegung. Außerdem sind eine ganze Reihe unserer jüngeren Volkshochschulleiter aus der Jugendbewegung hervorgegangen.

Es ist daher nötig, daß beide, Jugend- und Volksbildung, sich kennen und verstehen lernen, sowohl in ihren besonderen Aufgaben als auch in ihren gemeinsamen Grundlagen und Zielen. Diesem Zweck soll die Jugendwoche des Hohenroddter Bundes vom 1.—3. Oktober dienen. Der Hohenroddter Bund ist eine Gefinnungsgemeinschaft von Männern und Frauen der Volksbildung, denen Volksbildung in erster Linie Dienst am Menschen und an der Gemeinschaft ist und die unter der Menschheit und Gemeinschaft mordenben oder doch gefährdenden „Kultur“ der Gegenwart leiden.

Wir rechnen bei dieser Woche auf die Teilnahme von jungen Menschen aus allen Lagern der Jugend, die in gemeinsamer Aussprache über Sinn, Bedeutung und Stand der deutschen Volksbildung Aufschluß haben und in ihrem Teil an der „Bildung“, d. h. Gestaltung unseres Volkes mitarbeiten möchten. Sie alle sollen uns willkommen sein.

Im Namen des Hohenroder Bundes:

Dir. Bäuerle, Stuttgart. Dr. v. Erdberg, Berlin, Dr. Sifner, Jena.

Die Treue

Verbandsblatt des Bundes Deutscher Jugendvereine e. V.
Schriftleitung: Pfarrer W. Kalbe, Schmiedebausen b. Bad Sulza
Druck u. Verlag: Druckerei Eduard Koerber, Darmstadt, Bleichstr.
Postfachkonto: Eduard Koerber, Darmstadt Frankfurt a. M. 11232

